26/1987 PREIS 0,80 M

DDR ISSN 0427-5217

FREIE Welt

Moskau, Washington, Berlin

Bilder, Dokumente, Erlebnisse vom Mai bis Dezember

Manfred Bofinger:

All meine Freunde

Für eine friedliche Kinderwelt – Buchillustratorenschau in Bratislava

SCHRITTE FÜR DEN

„Wir leben auf einer Insel von Schießbaumwolle, für die wir Gott sei Dank das anzündende Streichholz noch nicht gefunden haben“, schrieb 1921 der deutsche Physiker und Nobelpreisträger Walter Nernst. Siebzehn Jahre später war die Kernspaltung entdeckt. Heute ist der Erdball mit „Zündhölzern“ gespickt. Von ihnen muß die Menschheit, will sie überleben, ihre Weltraum-insel befreien. Der Anfang ist gemacht.

Ein Anfang, mehr nicht. Ein erster Schritt auf einem langen, beschwerlichen Weg. Aber ein Signal ist gesetzt, ein Beispiel gegeben, ein Beweis geliefert: Verständigung ist möglich, allen Widersprüchen und Widerständen zum Trotz. Zum erstenmal ein Vertrag, der nicht Begrenzung von Aufrüstung festschreibt, sondern freiwillige, nicht vom Sieger dem Geschlagenen diktierte, reale Abrüstung. Feuerbereite Waffen werden abgebaut, verschrottet, vernichtet.

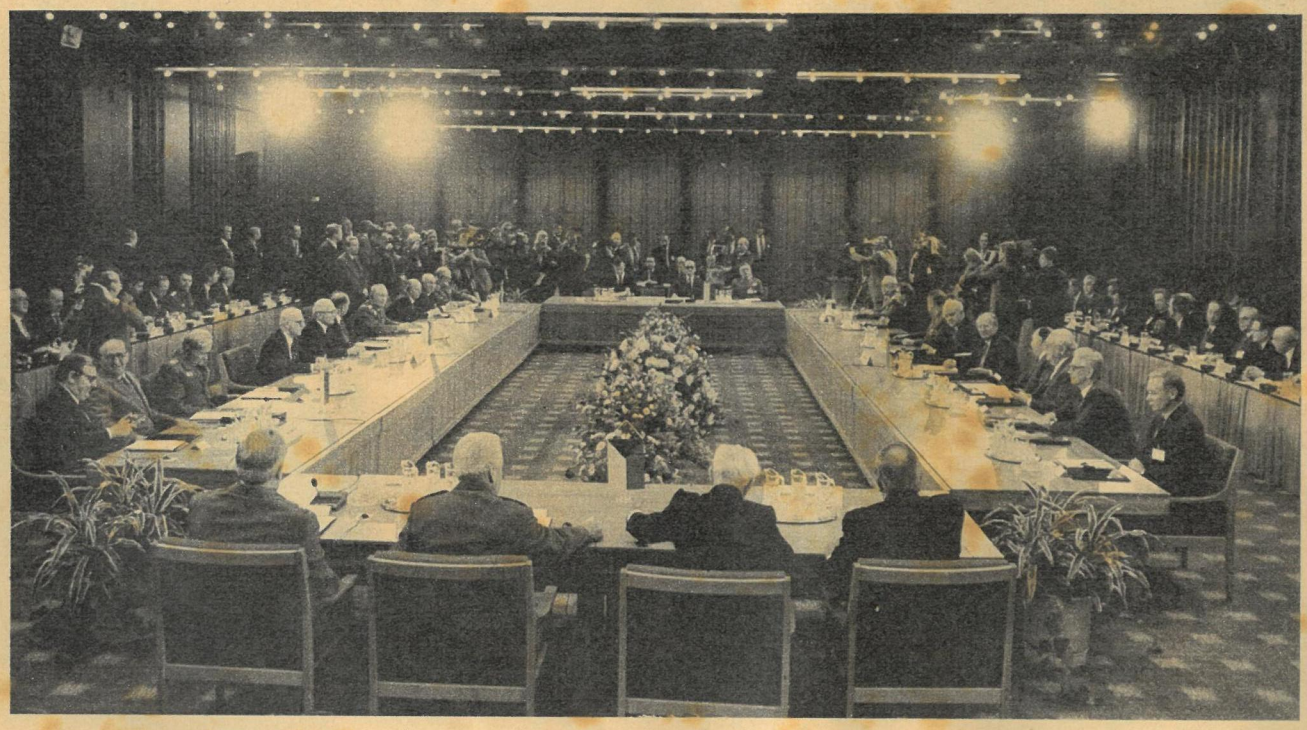
Es gibt Leute, sagte Michail Gorbatschow in Washington, die fragen: Wer hat hier wen besiegt? Und er antwortete: „Ich lehne eine solche Fragestellung ab. Das ist ein Anachronismus des alten Denkens. Gesiegt hat der gesunde Menschenverstand. Gesiegt hat die Vernunft.“ Vernunft bewiesen über alle Grenzen hinweg Politiker sozialistischer und kapitalistischer Länder, Kommunisten und Sozialdemokraten, Liberale und Christen, Kirchenfürsten, Wissenschaftler, Künstler, die ganze mächtige Friedensbewegung, die gewachsen ist in den letzten Jahren, Millionen friedfertiger Menschen in aller Welt, zu denen auch die Familie Kositz in Oranienburg gehört, von der im folgenden die Rede ist, und auch zwei kleine Mädchen, Katja aus Moskau und Star aus Chicago, die ihr Kinderwort in die Waagschale werfen.

Die DDR hat nie geschwankt. Sie darf sich mit vollem Recht zu denen zählen, die, wie Erich Honecker sagt, „mit Realitätssinn und Kompromißbereitschaft“ das Abkommen von Washington möglich gemacht haben.

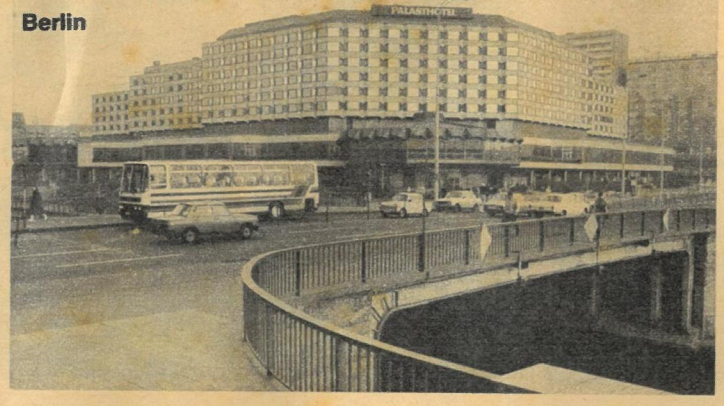
Gegner des Vertrages haben ihre Unvernunft noch einmal zu Protokoll gegeben, am Tag vor der Unterzeichnung, am Ort der Unterzeichnung, und niemand ist naiv genug zu glauben, sie hätten ihren Sinn am Tag danach gewandelt. Präsident Reagan hat unterschrieben. Das zählt. Und er hat ein gutes Wort gesagt: Man müsse aus dem „kärglichen Frieden“, der gegenwärtig zwischen der UdSSR und den USA herrsche, „einen guten Frieden machen“.

Der erste Schritt ist getan, ein Schritt in die richtige Richtung. Aber es gibt keinen Grund stehenzubleiben, Zeit zu verlieren. Ein guter Friede kann noch mehr Waffen entbehren.

Gesiegt hat die Vernunft



BERLIN, ein Freitag im Dezember ’87:



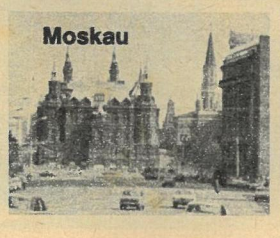
Berlin

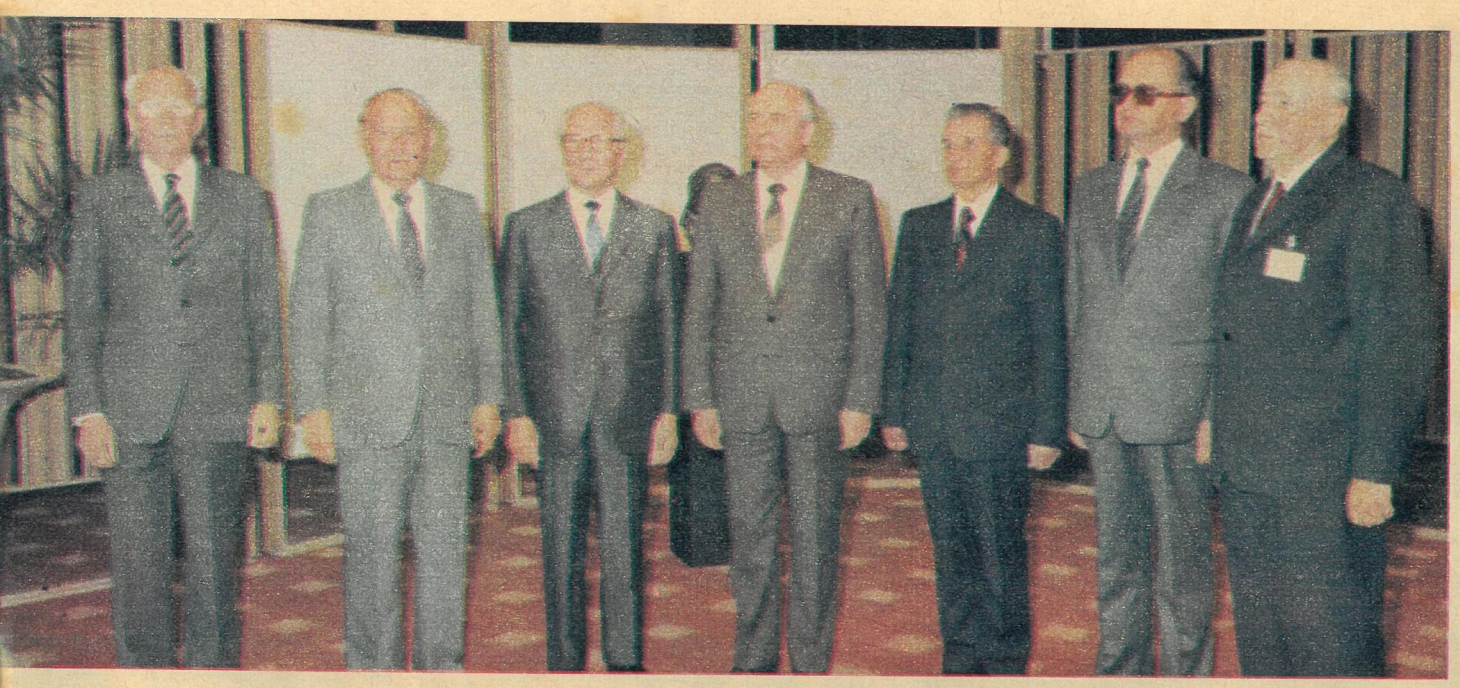
FRIEDEN

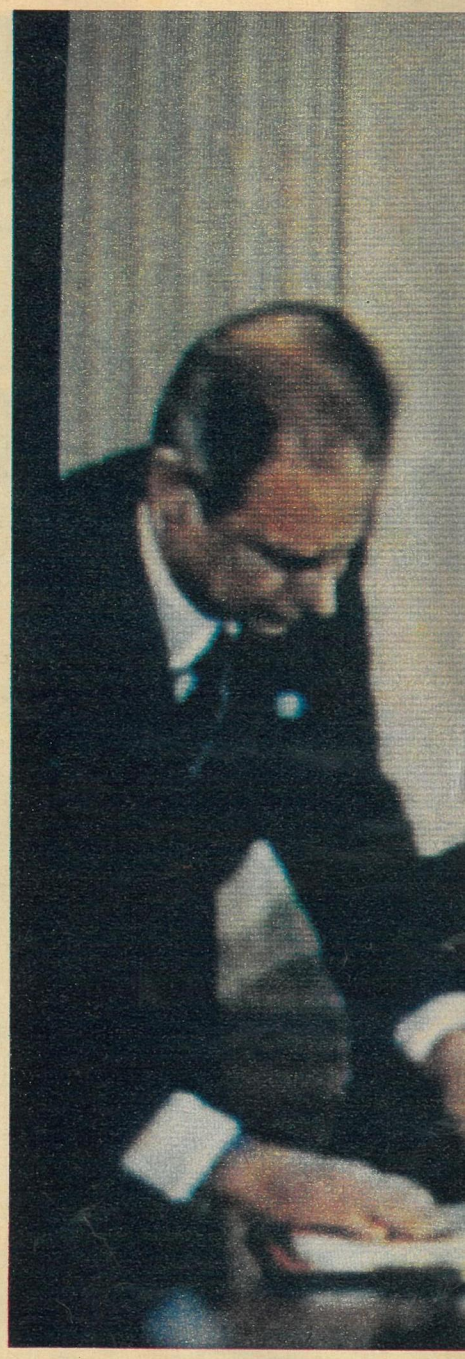
Erich Honecker und Michail Gorbatschow, herzlichst begrüßt von der Bevölkerung in der DDR-Hauptstadt. Der KPdSU-Generalsekretär informiert im Konferenzzentrum des Palasthotels die Repräsentanten der Teilnehmerstaaten des Warschauer Vertrages über die Washingtoner Ergebnisse. Sie sind Ausdruck des gemeinsamen Friedenskurses des Sozialismus und finden die volle Unterstützung und hohe Wertschätzung des Treffens der Generalsekretäre und Ersten Sekretäre der Bruderparteien. Die Außenminister der DDR, der UdSSR und der ČSSR unterzeichnen das Abkommen über Inspektionen zur Beseitigung der Raketen. Nach übereinstimmender Auffassung ist es von grundlegender Bedeutung, daß in den Verhandlungen in Washington eine prinzipielle Übereinkunft der UdSSR und der USA erreicht wurde, die strategischen Offensivwaffen beider Seiten bei strenger Einhaltung des ABM-Vertrages um die Hälfte zu verringern. Der Abschluß eines entsprechenden Abkommens, der schon in nächster Zeit möglich ist, wäre ein grundlegender Fortschritt bei der Abrüstung und der Schaffung einer von Kernwaffen und Gewalt freien Welt …

Fotos: D. Christel; ZB/Schneider

SCHRITTE







Einstieg in den Ausstieg

BERLIN, ein Freitag im Mai '87: Im Palasthotel stellen sich die Repräsentanten der Teilnehmerstaaten des Warschauer Vertrages den Fotografen. Die Tagung des Politischen Beratenden Ausschusses hat ein Dokument zur allein auf die Verteidigung orientierten Militärdoktrin ihres Bündnisses verabschiedet. Im Kommuniqué wird die Auffassung bekräftigt, daß es jetzt möglich ist, praktische Schritte der nuklearen Abrüstung zu unternehmen, um dem Abgleiten der Menschheit in eine nukleare Katastrophe Einhalt zu gebieten.

BONN, ein Montag im September '87: Der Generalsekretär des ZK der SED und Staatsratsvorsitzende der DDR Erich Honecker während seines offiziellen Staatsbesuches in der BRD bei einem Spaziergang mit dem Bundespräsidenten Richard von Weizsäcker im Garten der Villa Hammerschmidt. Im Mittelpunkt der Gespräche steht die Frage, wie beide Staaten dazu beitragen können, die militärische Konfrontation in Europa zu verringern. Beide Seiten unterstreichen, daß von deutschem Boden nie wieder Krieg ausgehen darf, sondern nur noch Frieden.

MOSKAU, ein Mittwoch im November '87: Im Kreml-Kongreßpalast kommen Vertreter von 178 Parteien und Bewegungen zusammen, die zum 70. Jahrestag der Oktoberrevolution in der sowjetischen Hauptstadt weilen. Die Beratung zeigt, daß alle politischen und gesellschaftlichen Kräfte, die den Frieden aufrichtig wollen, ungeachtet politischer Programme, weltanschaulicher Positionen und religiöser Bekenntnisse – über Klassenschranken, über Trennendes hinweg – zusammenwirken.

FÜR DEN FRIEDEN

Fotos: TV/Paszkowiak/Christel; TASS/Nossow; Wilcynski; ZB/Wache; ZB; APN/Abramotschkin; Kalbe; Klöppel.

WASHINGTON, ein Dienstag im Dezember '87: Die Menschheit wird über die Bildschirme in aller Welt Zeuge, wie Michail Gorbatschow und Ronald Reagan im Weißen Haus ihre Unterschrift unter den Vertrag über den Abbau nuklearer Mittelstreckenraketen setzen. Die Seiten bekunden, daß die in dem Vertrag fixierten Maßnahmen zur Verringerung der Gefahr des Ausbruchs eines Krieges und zur Festigung des Weltfriedens und der Sicherheit beitragen sollen. Michail Gorbatschow stellt fest, dies ist der erste Schritt zu einer kernwaffenfreien Welt – ein großer Schritt in die Zukunft, welche die Völker der USA und der UdSSR und die Völker aller Länder anstreben. Der Einstieg in die nukleare Abrüstung hat begonnen. „Das Erreichte ist nur der Anfang. Es ist erst der Start zur nuklearen Abrüstung, obwohl, wie man weiß, selbst die längste Reise mit dem ersten Schritt beginnt. Die Weiterbewegung von diesem Start wird weitere angespannte geistige Arbeit und ehrliche Anstrengungen erfordern…"

„Der Vertrag über die Beseitigung der nuklearen Mittelstreckenraketen, der am 8. Dezember 1987 vom Generalsekretär des ZK der KPdSU, Michail Gorbatschow, und vom Präsidenten der USA, Ronald Reagan, in Washington unterzeichnet wurde, findet in der Deutschen Demokratischen Republik uneingeschränkte Zustimmung und Unterstützung… Dank und Anerkennung zollen wir heute allen, die mit Realitätssinn und Kompromißbereitschaft dieses Abkommen in langwierigen, oft komplizierten, aber letztlich doch erfolgreichen Verhandlungen erreicht haben. Die Anstrengungen der Sowjetunion, die in einer konstruktiven Linie von Genf über Reykjavik bis zum jetzigen Vertragsabschluß in Washington geführt haben, fanden stets unsere volle Unterstützung und unseren aktiven Beitrag."

(Aus der Erklärung Erich Honeckers zum Abschluß des Vertrages)

Eine gute Adresse

Es ist Alltägliches geschehen dieser Tage in Oranienburg. Denn Wohnungen beziehen zählt zum Selbstverständlichen in unserem Land, ist tausendfach im Laufe des Jahres zu erleben. Tausendfach zieht dabei das Glück mit, die Freude, die immer gleich und doch jedesmal so anders ist.

Wir klingeln bei Familie Kositz. Guten Tag!

Ein guter Tag ist es allemal, meinen sie, wir haben es gerade erfahren, es klappt noch in diesem Jahr mit der neuen Wohnung. Wir machen uns gemeinsam auf, die neue zu besichtigen.

Bauarbeiter sind bei letzten Handgriffen. Fußboden glätten, einige Farbtupfer hier und einige da. Sie können sich nicht lange aufhalten. Der Nebenblock ist schon ins vierte Geschoß gewachsen. Der Plan drückt, sagt der Bauleiter, aber wir halten die vorgesehenen Termine, auch wenn es schwerfällt. Und er malt uns aus, wie es hier sein wird, wenn sie, die Bauleute, längst weiter gezogen sind zu anderen Bauplätzen in Stadt und Land.

Im Treppenhaus hinauf zur fünften Etage. Sohn Patrick ist als erster oben. Da links wird bald ein Türschild Auskunft geben, wer dort heimisch ist. Hier kann man sich einrichten, meint Martina Kositz und vor allem, so Martin, es ist trokken und es ist warm. Und warm, das soll heißen, keine Kohlen mehr tragen und trockene Wände und soll behaglich und auch wohl fühlen heißen. Sie werden das ihre dazu tun.

Von der kleinen Loggia blicken sie über die Dächer der märkischen Stadt. Es ist ihre Stadt. Hier sind sie groß geworden, aber aus dieser Perspektive sahen sie Oranienburg noch nie.

Neues und Erneuertes ist zu sehen, und im Frühjahr, wenn sich das Grün der Bäume in das Bunt der Dächer mischt, wird es noch freundlicher. Unten das Zentrum der Stadt. Eine Bummel- und Einkaufsstraße soll es werden. Neue Geschäfte ziehen bald ein: Sportartikel, Fahrräder, Blumen. Und nach dem Babyjahr wird Martina wieder Verkäuferin sein, mittendrin.

Diese Sicht von oben auf die Dinge liebt Martin Kositz schon von Berufs wegen. Er ist Kranführer im Fallwerk des Hennigsdorfer Stahlwerkes. Wir fahren die Schlacke, die beim Schmelzprozeß anfällt, zur Halde, erzählt er. Das ist wichtig. Ohne uns, da würde im Stahlwerk nichts gehen. Das Zeug muß doch weg. Seit zwei Jahren macht er das. In vier Schichten, wochen- und feiertags, der technologische Prozeß verlangt's. Vorher war er bei der Armee und noch davor bediente er im Werk den Gießkran. Und er spricht von Verantwortung und von Vertrauen und von seinem Wort, das gehört wird, und vom Meister, der Wert legt auch auf sein Urteil.

Aus der neuen Wohnung über Oranienburg sehen. Nein, in diesen Minuten fragen sie nicht nach dem Mietspreis, weil sie wissen, der bedrückt ohnehin nicht. Da denkt man auch nicht unbedingt an die Existenzsorgen von Stahlarbeiterfamilien in Hattingen (BRD), Rheinhausen oder Dortmund, an Arbeitslosigkeit und Strukturbereinigung, an fadenscheiniges Gerede von des Menschen Recht. Nein, auch in diesen Momenten weiß man, was man wert und was es wert ist, das Leben hier und heute. Patrick hat sich längst ins zukünftige Kinderzimmer zurückgezogen. Hier wird er Hausaufgaben lösen, lernen, mit der Schwester spielen. Allerdings, der große Innenhof, nein, der ist noch nicht nach seinem Geschmack. Er kann sich nicht vorstellen, daß dort, wo jetzt die letzten Bauplatten lagern, Beton gemischt wird und der Sand über die Baustraße fegt, schon bald auch für ihn ein Spielplatz sein wird, mit Rasen und Sandkasten, dem obligatorischen Klettergerüst, sicherlich auch Bänken zum Ausruhen.

Was zählt bei der ersten Berührung mit der neuen Wohnung? Die Gedanken lassen sich nur schwer ordnen. Von der Familie sprechen sie, von ihrem Zusammenhalt, dem Verlassen aufeinander. Zur Übersicht kommt Zuversicht, und selbst die kleine Jennifer in der Tragetrasche meldet sich nun zu Wort und blinzelt vergnügt ins Leben. Und als wir schon wieder treppab gehen, da fügen sie an, daß ihnen auch die neue Adresse zusagt. Hört sich doch gut an: Kositz, Oranienburg, Straße des Friedens 22b.

Text: Wolfgang Tautenhahn,
Fotos: Detlev Steinberg

SCHRITTE

FÜR DEN FRIEDEN

Die elfjährige sowjetische Schülerin Katja Lytschewa bereiste mit ihrer Mutter im vergangenen Jahr die Vereinigten Staaten von Amerika. Diese Reise galt dem Gedächtnis an Samantha Smith, die 1983 auf Einladung des Generalsekretärs des ZK der KPdSU, Juri Andropow, in der Sowjetunion weilte und später bei einem Flugzeugunglück ums Leben kam. Katja aus Moskau wurde von ihrer amerikanischen Altersgefährtin Star Row aus Chicago begleitet. FREIE Welt bringt Auszüge aus den gemeinsamen Tagebuchaufzeichnungen der beiden Schülerinnen.

Blauer Globus im Weißen Haus

Chicago
21.–23. März

KATJA: Als wir aus Moskau in die Vereinigten Staaten abflogen, war ich sehr aufgeregt. Denn von einer solchen Reise mit dieser Friedensmission – zum Gedächtnis an Samantha Smith – kann man nur träumen. Mit mir fuhren meine Mama, Marina Anatoljewna, Alewtina Fedulowa vom Sowjetischen Friedenskomitee und unser Dolmetscher Dmitri Agratschew. Nach zwölf Stunden trafen wir in Kanada, in Montreal ein. Dort wurden wir von Patricia (Pat) Montandon in Empfang genommen. Sie hatte uns im Namen der Organisation „Kinder als Friedensstifter" nach Amerika eingeladen. Gemeinsam flogen wir nach Chicago. Auf dem Flughafen wartete ein hellhaariges Mädchen mit einem Riesenstrauß weißer Rosen auf mich. Das war Star Row. Ich wußte inzwischen von Patricia, daß Star an einem Wettbewerb amerikanischer Kinder teilgenommen hatte. Sie schrieb einen Aufsatz über den Frieden und dachte sich einen Tanz über den Frieden aus. Sie wurde Siegerin.

Star überreichte mir die Rosen, und wir umarmten und küßten uns. Sie begrüßte mich auf russisch und ich sie in englischer Sprache. Wir gefielen uns sofort.

STAR: Ich habe mich schrecklich gefreut, als ich hörte, daß ich den Wettbewerb um den besten Aufsatz über den Frieden gewonnen und also das Recht erworben hatte, Katja Lytschewa auf ihrer Reise durch fünf Städte der USA zu begleiten. Ich schenkte Katja die Blumen und trug das vor, was ich auf russisch vorbereitet hatte. Wir standen nebeneinander, und die Journalisten überschütteten uns mit Fragen.

KATJA: Am nächsten Morgen gab es ein ungewöhnliches Frühstück. In der Küche des Hotels hing ein Plakat: „Herzlich willkommen in den USA, Katja". Wir bereiteten uns unser Rührei selber zu. Danach fuhren wir in eine Schule, in der Fremdsprachen besondere Aufmerksamkeit geschenkt wird. Und ich dachte bei mir: Sieh an, auch die amerikanischen Kinder sagen sich im Unterricht vor wie bei uns, und sie flüstern genauso... Es gab Augenblicke, da vergaß ich ganz und gar, daß ich in einer amerikanischen Schule war und nicht bei uns zu Hause in Moskau.

STAR: Wir haben mit den Kindern im Schulspeiseraum ausgezeichnet gegessen. Auf unserem Tisch standen die sowjetische und die amerikanische Flagge. Dann sangen wir ein Lied, das alle bei uns kennen: „Der Frieden – das sind wir". Aus der Schule fuhren wir ins Museum des Friedens.

KATJA: Hier habe ich viel Interessantes erfahren über Frauen, die gegen die Gefahr eines Kernwaffenkrieges kämpfen. Frauen übernachten in Zelten neben einem großen Stützpunkt von Kernwaffen. Sie wollen, daß er für immer geschlossen wird. Ich erinnere mich gut an ihre Losung: „Früher zogen die Männer in den Krieg, und jetzt gehen die Frauen, um den Frieden zu verteidigen!"

Später besuchten wir den Bürgermeister von Chicago, Harold Washington. Bereits in Moskau habe ich im Fernsehen gehört, daß Harold Washington sein Chicago zur kernwaffenfreien Stadt erklärt hat. Der Bürgermeister von Chicago gefiel mir sehr.

STAR: Bürgermeister Harold Washington schenkte Katja und mir einen Plüschbären und einen kleinen Fußball mit der Aufschrift „Chicagoer Bären" (so heißt die Fußballmannschaft hier), dann überreichte er uns noch ein Flugblatt, in dem es hieß, dieser Tag sei zum Tag der „Kinder als Friedensstifter" und zum „Tag Katja Lytschewas" erklärt worden.

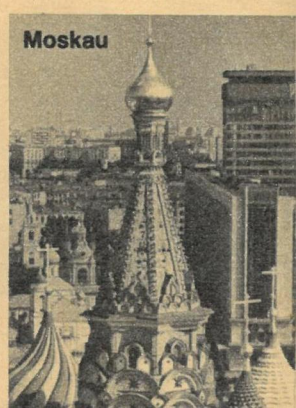
KATJA: Abends fuhren wir zur Familie Mejssow, wo zwei Mädchen in meinem Alter waren und ein fünfzehnjähriger Junge. Als wir aus dem Auto stiegen, warteten bereits die Hausherren, die Kinder, viele Nachbarn und Reporter. Es waren auch andere Leute da. Sie waren von weither gekommen, weil sie aus der Zeitung erfahren hatten, daß ein sowjetisches Mädchen Gast der Familie Mejssow sein wird, und sie wollten uns ihre Briefe und Geschenke überreichen. „Sdrawstwowaite, Katerina!" Anfangs fand ich das komisch, weil mich zu Hause niemand Katerina nennt, und dann wegen der Fehler. Aber dann fand ich es sehr sympathisch, daß die Hausherren jemanden gefunden hatten, der diese zwei Wörter in kyrillischen Buchstaben schreiben konnte.

Am Morgen flogen wir nach New York ab. In zwei Tagen hatte ich Star einige russische Sätze beigebracht. Star war sehr begabt und sprach die Worte völlig ohne Akzent. Am meisten gefiel ihr, wie „Bist du müde?" auf russisch klingt. Alle fünf Minuten stellte sie mir diese Frage. Anfangs antwortete ich ihr aufrichtig: „Nein, ich bin nicht müde" („Net, ja ne ustala"). Später flehte ich sie an: „Star, laß uns eine andere Frage einüben". Da lernte sie zu fragen: „Ty ljubisch smotret telewisor?" („Siehst du gern fern?"). In den darauffolgenden Tagen antwortete ich ihr ohne Ende: „Net, ja ne ustala. Ja ljublju smotret telewisor" („Nein, ich bin nicht müde. Ich sehe gern fern").

New York
23.–26. März

STAR: Als wir in New York eintrafen, waren so viele Journalisten dort, daß Katja und ich erstarrten. Ich zählte etwa hundert Personen! Es fand sofort eine Pressekonferenz statt. Die ganze Zeit über flammten die Blitzlichter auf – ich war wie geblendet. Wir sprachen über Amerika, über Rußland, New York, darüber, daß wir alle einander sehr ähnlich sind. Obwohl die Erwachsenen uns nichts sagten, hörte ich doch zufällig, daß jemand Katja bedroht hatte. Er werde sie töten. Um uns herum tauchte Polizei auf und Männer mit kleinen Kopfhörern. Irgendwie war es unheimlich. Ich dachte bei mir: Wer nur kann Katja Böses wünschen? Am Morgen fuhren wir ins Fernsehstudio.

KATJA: Ich freute mich unglaublich, als ich während des Inter-



views im Fernsehstudio CBS mit Samanthas Mutter zusammentraf. Natürlich bedauerte ich, daß die Begegnung sehr kurz war und daß man uns nicht vorher informiert hatte. Ich hatte nur sowjetische Briefmarken mit Samanthas Abbildung bei mir und das Lied von ihr, das der Moskauer Kinderchor „Rote Nelke" singt. Ich schenkte sie Jane Smith.

STAR: Wir fuhren nach Brooklyn, zur Mittelschule Nr. 276. Die Kinder empfingen uns mit Blumen. Dann gab es eine Schülerversammlung – es waren einige hundert Kinder – und ich tanzte meinen Friedenstanz. Die Kinder sangen die Nationalhymnen der UdSSR und der USA.

KATJA: Besonders hat mir das Konzert gefallen. Man merkte, die Kinder hatten sich große Mühe gegeben, das russische Lied „Poljuschko-Polje" auswendig zu lernen, um den sowjetischen Gästen eine Freude zu machen. Dann stellten sie mir Fragen. Die Kinder erzählten, daß sie sich auf den Besuch des sowjetischen Mädchens vorbereitet und sogar eine Wandzeitung über die Sowjetunion gestaltet haben. Und als ich ihnen von Moskau erzählte, von meinen Freunden, von den Zirkeln im Pionierpalast und von vielem anderen mehr, gab es Fragen über Fragen, und sie nahmen kein Ende. Ich verstand, daß die Kinder soviel wie möglich über unser Land erfahren wollten, weil sie bisher nichts darüber gewußt hatten.

STAR: Aus der Schule fuhren wir zur Organisation der Vereinigten Nationen, wo wir – auf dem Hintergrund unserer Staatsflaggen – fotografiert wurden.

KATJA: Star und ich bekamen Sonderpassierscheine, die bisher nur Erwachsene erhalten hatten. Man erklärte uns, daß noch nie zuvor Kinder wie wir dort empfangen worden waren. Oben wartete der Stellvertreter des Generalsekretärs der UNO auf uns. Er sagte, daß UNO-Generalsekretär Perez de Cuellar es sehr bedaure, uns nicht selber empfangen zu können, er sei dienstlich verreist. Aber er habe gebeten, Star und mich in seinem Namen zu begrüßen. Im UNO-Sicherheitsrat gestattete man mir, im Sessel des Vertreters der Sowjetunion zu sitzen. Nach der Besichtigung interessierten die Journalisten sich dafür, was ich denn wohl sagen würde, wenn man mich von der UNO-Tribüne sprechen ließe. Ich fragte: „Läßt man mich denn?" Sie brachen in Lachen aus und meinten, das sei ein Scherz. Ich seufzte bedauernd. Denn ich möchte mich in der UNO an alle Länder wenden und sagen, daß nicht nur 1986, sondern alle darauffolgenden Jahre Jahre des Friedens sein sollten. Aber dafür ist es notwendig, das Wettrüsten einzustellen und alles Geld statt für Waffen für Bücher, Medizin und Kinderspielzeug auszugeben. Dann würde es auf dem ganzen Planeten kein hungriges und kein unglückliches Kind mehr geben, kein Kind, das das Alphabet nicht kennt.

Washington 26.–27. März

KATJA: Von New York flogen wir nach Washington.

STAR: Als wir aus dem Flugzeug stiegen, wurden wir mit Plakaten begrüßt „Herzlich willkommen in Washington, Katja und Star!"

KATJA: Neben mir stand ein grauhaariger Amerikaner. Hoch über seinem Kopf hielt er ein Plakat mit der russischen Aufschrift: „Herzlich willkommen, Katerina!" Er trug eine schirmlose Mütze mit der Aufschrift „Veteranen für den Frieden". Man erklärte mir, daß dieser Organisation Amerikaner angehören, die während des zweiten Weltkrieges gemeinsam mit sowjetischen Soldaten gekämpft haben... Eine Journalistin interessierte sich dafür, worin sich nach meiner Meinung die sowjetischen Kinder von den amerikanischen unterscheiden. Ich sagte, ich bin der Meinung, daß alle Kinder in der Welt gleich sind. Alle mögen sie Süßigkeiten, die Mädchen spielen überall mit Puppen und die Jungen mit Autos. Und überhaupt ähneln unsere Interessen und Träume sich sehr, weil alle Kinder Freunde sein und in Frieden leben wollen. Ich fügte noch hinzu, daß wir uns auch äußerlich nicht unterscheiden, dabei mußte ich lachen, weil ich mich daran erinnerte, daß uns die Lehrerin in einer Klasse verwechselt hatte, Star und mich. Sie wandte sich an die Kinder und sagte, auf mich zeigend: „Das, Kinder, ist Star Row". Und dann umarmte sie Star mit den Worten: „Und das ist unser kleiner Gast aus der Sowjetunion, Katja Lytschewa."

STAR: Den ganzen Tag über habe ich auf den Abend gewartet. Denn wir wollten in den Zirkus, den berühmten „Ringling brothers", und man hatte Katja und mir versprochen, daß wir auf den Zirkustieren reiten dürften.

KATJA: Vor der Abfahrt aus dem Zirkus teilte Patricia Montandon uns mit, daß Star und ich morgen um neun Uhr von Präsident Reagan im Weißen Haus empfangen werden. Am Morgen betrachtete ich nochmals das Geschenk für den Präsidenten. Eine dunkelblaue Erdkugel winkt allen Leuten freundlich zu und lächelt dabei über das ganze Gesicht, mit der anderen drückt sie ein weißes Täubchen an sich. Vor unserer Abfahrt zeigte mir Star ein Abzeichen der Organisation „Kinder als Friedensstifter" und sagte mir, sie werde es Präsident Reagan anstecken.

STAR: Um acht Uhr machten wir uns auf zur Exkursion ins Weiße Haus. Das Treffen mit Präsident Reagan fand um neun Uhr statt. Er trat ein und lächelte uns zu. Für mich und Katja war das ein sehr wichtiger Augenblick. Die Geschenke für Präsident Reagan wurden uns vorher abgenommen und durchleuchtet: Man erklärte uns, das sei notwendig zur Sicherheit des Präsidenten. Ich schenkte Präsident Reagan ein Abzeichen mit der Aufschrift „Kinder als Friedensstifter". Er dankte mir und sagte noch, daß unsere Reise nach seiner Meinung eine sehr gute Sache sei, und er sei froh, daß ich als „Hausherrin" mit Katja reiste.

KATJA: Ich überreichte dem Präsidenten den Globus und erklärte, daß ihn Kinder angefertigt haben und er bedeute, daß alle sowjetischen Kinder und unser ganzes Volk den Frieden wollen. Ich sagte, daß die Kinder nicht ruhig auf der Erde leben können, solange es Kernwaffen gibt. Und ich weiß, daß unser Land den Vorschlag gemacht hat, alle Kernwaffen auf unserem Planeten zu vernichten. Dann werden alle Kinder auf der Welt glücklich sein.

Präsident Reagan antwortete, daß er, obwohl er kein Kind mehr sei, in dem Falle auch glücklich sein werde, und er versprach mir, alles zu tun, damit auf der Welt keine Kernwaffen mehr sind.

Los Angeles 31. März–1. April

STAR: Als wir in Los Angeles landeten, war es Nacht, aber dennoch drängten sich die Journalisten auf dem Flughafen.

KATJA: Am nächsten Morgen versammelten sich im großen Saal des Hotels Kinder in Trachten verschiedener Nationalitäten.

Patricia Montandon eröffnete mir, daß mich eine Überraschung erwarte. Ich mußte mich umdrehen und die Augen schließen. Nach einigen Minuten blickte ich mich um und stieß ein freudiges „Ach!" aus. Patricia hielt einen kleinen Welpen, einen Cockerspaniel, im Arm, ihr Geschenk für mich. Ich war überglücklich. Mama und ich haben den Welpen Bim genannt.

STAR: Wir fuhren in eine Grundschule. Dort waren alle Schüler und Lehrer unter freiem Himmel versammelt. Wir tauschten Geschenke aus und sprachen über den Frieden. Diese Probleme interessierten die Kinder sehr; und sie waren verwundert, daß sich Katja im Aussehen von einem amerikanischen Mädchen nicht unterschied. Manche hatten gedacht, wenn sie russisch ist, dann muß sie auch äußerlich anders aussehen. Am selben Tag waren wir auch im Stadtrat von Los Angeles. Dort hatte man uns zu Ehren direkt auf dem Gehsteig einen roten Läufer ausgebreitet.

KATJA: Im Stadtrat von Los Angeles fand gerade eine Versammlung statt, aber die Erwachsenen unterbrachen sie, um das Wort einem sowjetischen Mädchen zu erteilen, das mit einer Friedensmission in ihr Land gekommen war. Ich sagte, ich werde nie vergessen, wie herzlich ich in Amerika von Kindern und Erwachsenen aufgenommen worden bin, und daß ich von all meinen neuen Freunden und über meine beste Freundin Star unbedingt erzählen werde, wenn ich nach Hause zurückkehre.

STAR: Als die Zeit heran war, daß Katja nach Moskau zurückreisen mußte, war ich traurig – wir hatten uns sehr angefreundet. Ich träume davon, Ballerina zu werden. Seit meinem dritten Lebensjahr habe ich Ballettunterricht. Katja will Filmregisseur werden. Meiner Meinung nach fürchten alle Kinder, mit denen wir zusammengetroffen sind, den Krieg. Ich habe ganz gewiß Angst vor ihm. Und Katja auch, das weiß ich.

Um drei Uhr nachts verabschiedete ich mich am Eingang des Hotels von Katja. Ich umarmte sie und brach in Tränen aus.

KATJA: Der Tag der Abreise war da. Ich hatte schon Sehnsucht nach meinen Verwandten und Freunden, nach dem Zuhause. Aber ich war auch traurig, mich von meinen neuen Freunden trennen zu müssen. Ich sagte, daß ich in Moskau Sehnsucht nach ihnen haben werde. Sie baten mich: „Vergiß uns nicht, Katja. Besuch uns wieder!" Und ich dachte bei mir, es wäre gut, wenn sie auch in die Sowjetunion kämen und wir sie ebenso herzlich begrüßten.

Als ich mich von Star verabschiedete, hätte ich fast losgeweint. Ich habe sie sehr liebgewonnen. Wir wissen beide, daß es keinerlei Hindernisse für eine Freundschaft zwischen sowjetischen und amerikanischen Kindern gibt. Vielleicht haben die Erwachsenen deshalb so viele Probleme, weil sie es nicht geschafft haben, Freundschaft zu schließen, solange sie klein waren.

Fotos: P. Meißner, APN, TASS

FÜR DEN FRIEDEN

Nonstop, Tag und Nacht

Schlamm drüber... Keiner wird sie vergessen, die Herbsttage, als der Regen kam. Da hatten sie geschuftet wie immer, waren nach der Schicht geschafft wie immer, aber geschafft hatten sie so wenig wie selten mal. Blieben regelrecht stecken. Das hat genervt. Alles geben und doch kaum was bringen. Dabei waren sie erfolggewohnt, die Jungs vom LT. LT, so sagen sie, weil sie mit Worten knapp sind. Linearer Teil heißt das. LT, da arbeiten die, die das Rohr zusammenbauen und dann in die Erde bringen. Jetzt haben sie einen Kollegen bekommen, den wir in der Heimat fürchten wie der Teufel das Weihwasser oder unser Straßenwesen den Schnee... Väterchen Frost. Im Permer Gebiet – das ist von Berlin aus gesehen kurz vorm Ural und liegt so nördlich, daß man dort sommers weiße Nächte hat und winters die Polarnacht ahnen kann – stauchte Ded Moros das Quecksilber auf dreißig Minusgrade zusammen. Da hat der eisbärtige Alte was Gutes getan! Die Trasse bekam wieder festen Grund unter die Füße, stetig schob sich der Rohrwurm voran. Bergauf, bergab, selten mal in der Waagerechten. Tag und Nacht, nonstop. Taiga ist da und auch Sümpfe. Und wo die sich dehnen, geht überhaupt nur was, wenn dickes Eis den mobilen Bauplatz trägt. Ein Satz, dem Trassen-Volksmund abgelauscht: „Unter dreißig Grad Frost ist's kalt." Bis dahin können sie arbeiten. Unter dreißig allerdings, da kann's Probleme geben. Da knackt manche Isolierung weg wie eine ungekochte Nudel. Unser Bild entstand beim RIV, fast zwei Autobus-Querfeldeinstunden vom Wohnlager Otschjor entfernt. RIV heißt Reinigen, Isolieren, Versenken. Dieser Arbeitstakt am Linearen Teil macht das, was abgerechnet wird: Er bringt das Rohr fix und fertig in die Erde.

Der Wald ächzt vor Kälte. Und nur ganz nah an dem Flammenring, der das Rohr vor dem Isolieren abtrocknet, ist ein Hauch Hitze zu spüren. Rollenwechsel. Das hat nichts mit Theater zu tun, das ist harte Realität, denn auch das Isolierband für das Rohr hat seine Dimensionen. Jede Rolle wie ein kleines Faß, zieht mit fast einem Zentner kräftig nach unten, wenn sie auf die Spindel der Reinigungs- und Isoliermaschine gewuchtet werden muß. Mit frostklammen Händen. Haspeln die schwarzen Schutzbinden wieder stetig um das Rohr, entsteht ein seltsames Geräusch – djug, djug, djug... Weiß der Teufel, wo die Riesenkräfte der Riesenmaschine ganz nebenbei solch melodiöse Töne herzaubern... Ist das Rohr sorgsam umwickelt wie ein liebevoll gewindelter Säugling, wird es behutsam in den Rohrgraben gesenkt, wohlverwahrt gegen Rost für Dutzende Jahre als zuverlässig pulsende Lebensader der Wirtschaft dem tiefgefrorenen Erdreich anvertraut.

Fast im Schrittempo rückt der Maschinenkomplex vorwärts, Rohrlegekräne, Schlepper, die Reinigungs- und Isoliermaschine, auf einem Riesenschlitten der Bindencontainer, ein Wagen mit Propangas und... und... und. Bis zum Jahresende mußten die drei RIV-Takte an dieser Leitung 94 Kilometer zurückgelegt haben.

Auf der Heimfahrt in die DDR sitzen die Reporter im Fernzug „Sewerny Ural" mit Manfred Helbig zusammen. Der junge Mann vom Sirokko-Service meint: „Über Sirokko bringt ihr nie was!" Recht hat er. Manches Gewerk, dessen Kollegen doch so viel beitragen zum Gelingen des großen Auftrages Erdgastrasse, hat wenig Chancen, mal die Helden einer Reportage zu stellen. Aber ohne deine Warmluftheizungen, Sirokko-Mann, geht nichts. Gerade im Winter. Das muß hier mal betont werden. Auch im Namen all der anderen, die so oft namenlos bleiben.

Klaus Hurrelmann (Text)
Detlef Christel (Foto)

● Wörtlich

Wir müssen Krieg verhindern, aber das reicht nicht aus. Wir müssen darüber hinaus auch die Sprengsätze entschärfen, die den Spannungstendenzen zugrunde liegen.

Prof. Dr. Hans-Peter Dürr, Max-Planck-Institut München, BRD

● Kurz berichtet

Fünf physiologische „Aufschwünge" erlebt der Mensch im Laufe eines Tages, wie Forschungen in Wladiwostok ergaben: gegen 3, 11, 16, 20, 24 Uhr. Wegen der sich periodisch wiederholenden „Hochs" und „Tiefs" fällt es jemandem, der um 21 Uhr schlafen geht, viel leichter, um 4 bis 5 Uhr aufzustehen als von 7–9.

Eine „Knobelpyramide" hat ein Ingenieur aus der Moldauischen SSR entwickelt, für die der berühmte ungarische „Zauberwürfel" Pate stand. Da sie aus weniger Elementen besteht, die man drehen muß, bis alle Seiten der Pyramide die gleiche Farbe haben, ist das Spielzeug besonders für Knobel-Anfänger geeignet.

Konstant zwölf Grad minus, und das in der heißesten Sommerzeit, beträgt die Bodentemperatur an verschiedenen Stellen in der nordostchinesischen Provinz Liaoning. Im Winter steigt sie dagegen auf plus 17 Grad an. Die Bauern dort nutzen das Phänomen im Sommer als „natürlichen Kühlschrank" und bauen im Winter Gemüse an.

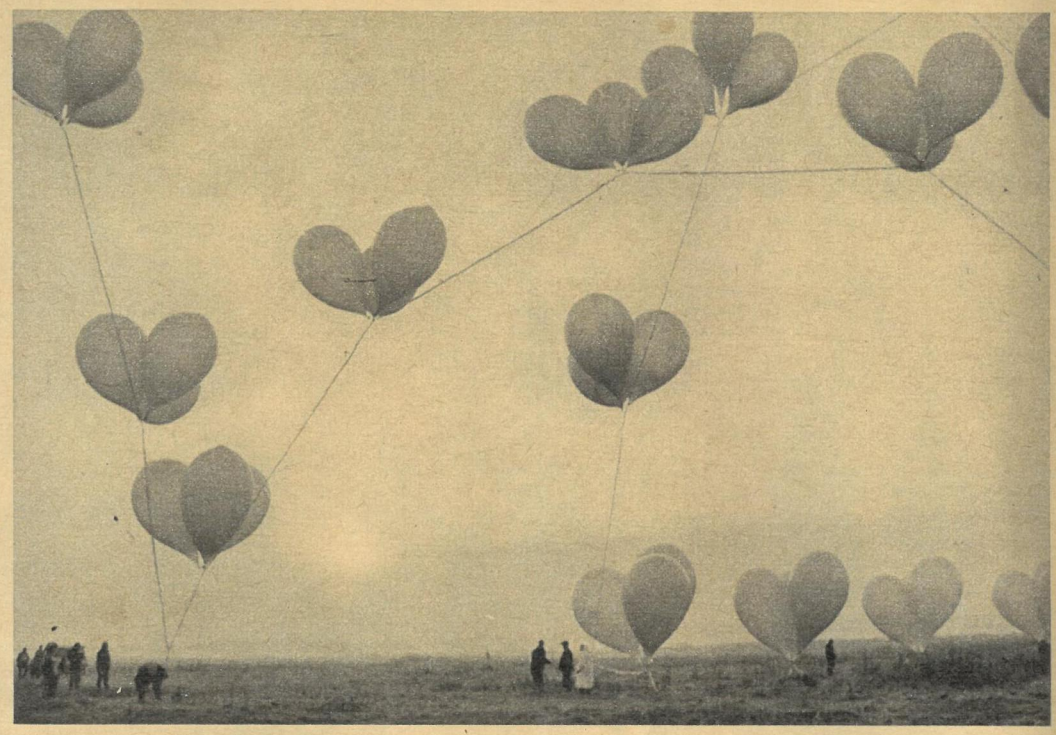
Bestrahlt man Saatgut mit einem Gaslaser, so steigt der Ernteertrag bei Weizen und Gerste um vier bis sechs Prozent, bei Mais um 6 bis 10 Prozent, stellten tschechoslowakische Experten fest. Ein ähnlicher Effekt, dessen Wirkmechanismus bis heute ungeklärt ist, stellt sich auch bei Erbsen, Zwiebeln, Tomaten, Paprika, Gurken und Luzerne ein.

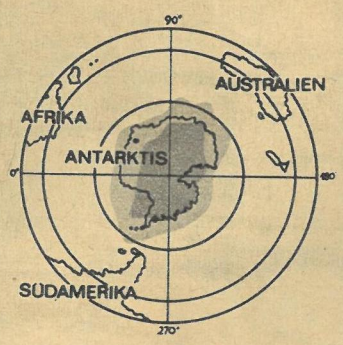
Das erste computerisierte Informationssystem für Fernsprechleistungen wurde in Bulgarien in Betrieb genommen. Das „elektronische Telefonbuch" gibt auf seinen Monitoren über alle 65 000 Teilnehmer der automatischen Telefonzentrale von Gabrowo Auskunft.

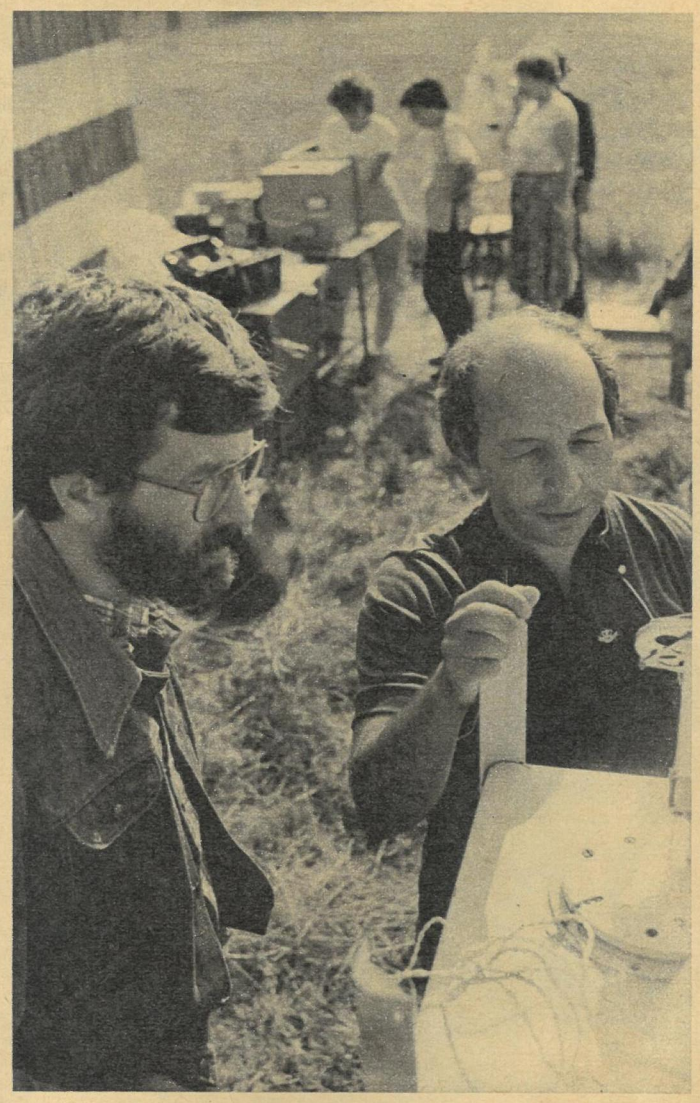
In den immergrünen Wäldern Vietnams wachsen zahlreiche Sorten eßbarer Pilze. Mit der künstlichen Aufzucht dieser Waldesfrucht befaßt man sich intensiv seit den 70er Jahren, als an der Universität von Hanoi eine Abteilung für Mykologie geschaffen wurde. Ergebnis der Forschungen: Heute werden in verschiedenen Genossenschaften jährlich 500 Tonnen Pilze geerntet.

Wird international erforscht:

Zu wenig Ozon?







In Trauben steigen die Ballons (Foto oben) gen Himmel, wo sich einst der Kursker Bogen hinzog. Keine bunte Siegesjubiläumsfeier, sondern Auftakt intensiver Forschungsarbeiten, zu denen in diesem Fall eine Gruppe von USA-Wissenschaftlern zu ihren sowjetischen Kollegen auf das Versuchsgelände des Aerologischen Observatoriums der UdSSR bei Rylsk gereist ist (auf unserem Foto v. l. n. r.: Norman Cheme von der Universität des US-Bundesstaates Wyoming zusammen mit Michail Prokofjew vom Geophysikalischen Hauptobservatorium der UdSSR). Die Ballons tragen Sonden, mit denen man eine Frage klären will, die – nach entsprechenden Meldungen verschiedener Nachrichtenagenturen und Medien – in jüngster Zeit die Menschen in aller Welt beunruhigt: Gibt es über der Antarktis ein riesiges Ozonloch in der Atmosphäre, durch welches die gefährliche UV-Strahlung der Sonne ungehindert auf die Erde vordringt? Und: Wird dieser „Riß" im natürlichen Schutzschild unseres Planeten von Jahr zu Jahr größer? Unbestreitbar ist der Ozongehalt der Atmosphäre lebenswichtig für die Menschheit. Das Ozon schützt vor der UV-Strahlung, erwärmt die Atmosphäre und beeinflußt ihre Bewegung. Davon hängt die Entwicklung des Klimas mit seinen ökologischen Folgen ab. Glücklicherweise gibt es, wie immer wieder von Wissenschaftlern betont wird, „Löcher" als solche nach heutigem Erkenntnisstand nicht (die Karte zeigt die in sogenannten „Dobson"-Einheiten vermessene Dicke der Ozonschicht: sie betrug an der südlichen Halbkugel durchschnittlich 300 bis 360 Dobson, wobei das hellere Feld noch immer 200 D bedeutet und das dunklere 170 D). Doch es ist eine unwiderlegbare Tatsache, daß sich der Ozongehalt der Atmosphäre insgesamt verringert. Der Abnahme von Ozon in oberen Schichten steht aber gleichzeitig in Höhen bis zehn Kilometern eine Zunahme seiner Konzentration gegenüber. Sie ist eine Folge von Industrie- und Fahrzeugabgasen und gleicht in gewissem Maße die Verminderung des Gesamtozongehalts aus. Was aber den Ozonrückgang angeht, glaubt man, daß dafür die Fluorkohlenwasserstoffe (Freone) verantwortlich sind, welche als Kältemittel in Kühlaggregaten, für Feuerlöschmittel und als Treibmittel in Spraydosen verwendet werden. Eine Reihe von Staaten wie Schweden, Kanada, die USA und die DDR stoppten bzw. reduzierten deshalb die Herstellung von Sprays mit Freonen. Allerdings sind Freone auf Grund ihrer Eigenschaften – chemisch stabil, nicht giftig und nicht brennbar – in bestimmten Bereichen der Industrie gegenwärtig nicht ablösbar. Auch deshalb beginnen im nächsten Jahr in der sowjetischen Station „Mirny" am Südpolarkontinent und im Raum des arktischen Franz-Joseph-Landes international durchgeführte Messungen, die ein noch exakteres Bild von der Sachlage geben sollen. In der Antarktis entdeckten britische Forscher schon in den 70er Jahren die zunächst als Meßfehler eingestuften sinkenden Werte für den Gesamtozongehalt. Hier waren auch DDR-Forscher seit langem aktiv an der Ozonforschung und -kontrolle beteiligt. Bei den Experimenten in Rylsk wurden nun die für die neue Forschungsetappe vorgesehenen Sonden von den Wissenschaftlern aus der UdSSR und den USA in der Praxis getestet. „Nur gemeinsame Anstrengungen können zur Lösung solcher globalen Fragen führen, die alle Menschen angehen", sagte dazu der USA-Professor James Rosen.

Karl Carst (Text)
O. Sisow/TASS (Fotos)

Strom vom Honei Champi

Über die Entwicklung der südlaotischen Provinz Champassak gab Tiya, Mitglied des Verwaltungskomitees der Kreisstadt Paksong, Auskunft für FREIE WELT.

Im November, meldeten die Zeitungen, wurde die zweite neue Turbine der Wasserkraftstation von Paksong in Gang gesetzt. Wie groß ist die Leistung der Station jetzt?

Die Ingenieure aus der DDR, die den Einbau der Maschinen geleitet haben, rechnen mit etwa 67 Kilowatt. Mehr gibt der Honei Champi, der kleine Bergfluß, der die Turbinen antreibt, leider nicht her.

Ein Zwerg von Kraftwerk also?

Schon, aber für unsere Stadt von unschätzbarem Wert. Die alten Anlagen aus der Kolonialzeit waren teils im Krieg zerstört worden, teils waren sie verschlissen oder gar völlig verschwunden. Die Station gab bestenfalls noch stundenweise Strom ab. Die wichtigsten Einrichtungen in Paksong wurden deshalb mit Hilfe von Dieselaggregaten versorgt. Diesel müssen wir jedoch im Ausland kaufen und über Hunderte Kilometer herantransportieren.

Und wohin fließt der Strom vom Honei Champi heute?

Voraussetzung dafür, daß er überhaupt fließt, war die Erneuerung des Energienetzes, das in den Jahren des Krieges ebenfalls stark gelitten hatte. Potsdamer Handwerker haben diese Arbeit in einem Solidaritätseinsatz ausgeführt. Strom benötigen vor allem die Krankenstation, die Schneider-, Tischler- und die Metallbearbeitungswerkstatt – auch das sind Solidaritätsobjekte – und die Anlagen des „Kaffeeprojekts Paksong". So heißt der Betrieb, den Fachleute aus Ihrem Land bei der Einführung moderner Methoden des Kaffeeanbaus unterstützen.

In Laos wird aber doch wohl mehr Tee als Kaffee getrunken?

Gewiß, wir bauen auch Tee an. Kaffee ist dagegen eines der wichtigsten Exportgüter unseres Landes, und Paksong ist das Zentrum des größten laotischen Kaffeeanbaugebiets. Etwa 18 000 Hektar umfassen die Pflanzungen hier auf dem Boloven-Plateau, mehr als 1000 Meter über dem Meeresspiegel. Allein in diesem Jahr wuchs die Anbaufläche um 2900 Hektar. Bauern aus allen Teilen unserer Provinz Champassak kamen auf das Plateau, um junge Pflanzen auszusetzen, die allerdings erst in drei bis vier Jahren ertragsfähig sein werden. Die Steigerung der Kaffeeproduktion ist in unserem Kreis jedenfalls die Aufgabe Nr.1 .

Welchen Beitrag leistet die DDR dazu?

Sie lieferte Kleintraktoren – die ersten in der Provinz –, Bodenbearbeitungsgeräte, eine Aufbereitungsanlage, Düngemittel und andere Materialien. Ihre Fachleute helfen uns bei der Reparatur der Technik, beim Wegebau und beim Kaffeeanbau selbst. Im Austausch erhält die DDR für diese Leistungen laotischen Rohkaffee. Wir schätzen die Arbeit Ihrer Spezialisten sehr. Sie gelten bei uns schon fast wie eine weitere nationale Minderheit ...

Wieviel Minderheiten gibt es denn in Paksong?

In ganz Laos zählt man 68 ethnische Gruppen, in unserem Kreis sind zehn davon vertreten. Den größten Anteil an der Bevölkerung stellen die Loven, zu denen auch ich gehöre.

Eine Völkerschaft mit bemerkenswerter Tradition...

Ja, zu Beginn unseres Jahrhunderts hatten sich die Loven unter der Führung Ong Keos und Ong Kammadams gemeinsam mit anderen Völkern des Hochlands gegen die französischen Kolonialisten erhoben. 27 Jahre lang trotzten sie der Übermacht der Eindringlinge, bevor der Aufstand blutig niedergeschlagen wurde. Viele Loven kämpften später in den Reihen der Volksbefreiungsarmee.

Hier hatte die Revolution also immer starken Rückhalt?

Eben deshalb war Paksong häufig Ziel wütender Angriffe der in- und ausländischen Reaktion. Mit Bombern und Panzern wurde die kleine Stadt zerstört. Manche Ruine ist heute noch zu sehen, und noch immer sterben Menschen an den Folgen von Minenexplosionen. Seit 1975 ist das Boloven-Plateau endgültig befreit. Aus Bambus und Holz bauen wir unsere Häuser heute, aber unsere Kinder gehen zur Schule, was früher undenkbar war. Und wir haben beim Aufbau gute Freunde an unserer Seite.

Interview: Detlef Dobbin

Herbstreise eines Geigers

Yehudi Menuhin. Als Sohn einer Russin und eines Rabbis in New York geboren. Auf der Geige schon ein Wunderkind (Bild unten: 1929 als Zwölfjähriger mit dem Dirigenten Fritz Busch in Dresden), heute, siebzigjährig, als „Paganini unserer Tage" bezeichnet. Schüler der ihm unvergessen gebliebenen Lehrer George Enescu und Adolf Busch. Besitzer einer Geige, die 1742 Guarneri gebaut hat. Einst Freund und Partner David Oistrachs, na ja, auch dessen „Rivale" um das Prädikat des größten Geigers der Gegenwart. Ein Künstler, dessen Interpretationen der drei großen D-Dur-Konzerte (Beethoven, Tschaikowski, Brahms) Maßstäbe auf Dauer setzten, und der Bartokscher Musik mit zum Durchbruch verhalf. Bela Bartok spielte er auch, als er mit der weltbekannten sowjetischen Pianistin Viktoria Postnikowa im Säulensaal des Moskauer Hauses der Gewerkschaften seine November-Gastspielreise durch die UdSSR eröffnete (Bild oben). Menuhin, seit 1969 Präsident des Internationalen Musikrates der UNESCO, ist auch ein Musiker, der Musik als Mittel zur Friedenserhaltung und Völkerverständigung empfindet – „sie löst den Krampf des Hasses". Er sei nicht davon überzeugt, hat er einmal gesagt, „daß... der Musiker nur dumpf vor sich herfiedeln darf, während die Welt in Flammen steht". Von seinen Gastspielen in der Sowjetunion zeigte sich Menuhin überwältigt. „Es war der Wunschtraum meiner Jugend, solch eine Reise durch die Heimat meiner Eltern zu machen. Und in diesen drei Wochen habe ich gefühlt, wie nahe mir dieses Land ist, daß ich mit allen Fasern meines Wesens mit der Kultur dieses Landes verbunden bin. Ich habe in Moskau und Leningrad nicht nur gespielt, dirigiert und Applaus gehabt, sondern auch mit Kollegen, Orchestermusikern, Komponisten und Musikstudenten diskutiert, was alles dazu beitrug, daß ich auf meiner Reise so etwas wie ein Stück musikalischen Rußlands wurde."

Lisa Klutschewskaja

Wilde Tiere, leihweise

Frage: Wie viele Zoologische Gärten gibt es in der Volksrepublik China? Antwort: Weit über hundert! Wie in einer Informationsschrift des vor drei Jahren gegründeten Verbandes chinesischer Tiergärten mitgeteilt wird, steht der Zoopark Beijing mit jährlich zehn Millionen Besuchern an der Spitze der Mitgliedschaft; noch Nr. 27 – der Zoo Fuzhou – gehört in die Gruppe mit ein bis zwei Millionen Besuchern; den vorläufigen Abschluß bildet als Nr. 124 der Tiergarten Ningbo in der Provinz Zhejang, Kategorie: unter einer Million. Hohes wissenschaftlich-tierpflegerisches Niveau ist kennzeichnend für fast alle zoologischen Einrichtungen Chinas. Seltene und ganz seltene Tiere der einheimischen Natur werden in verschiedenen Zuchtgruppen gehalten – vom Großen Panda (Foto)

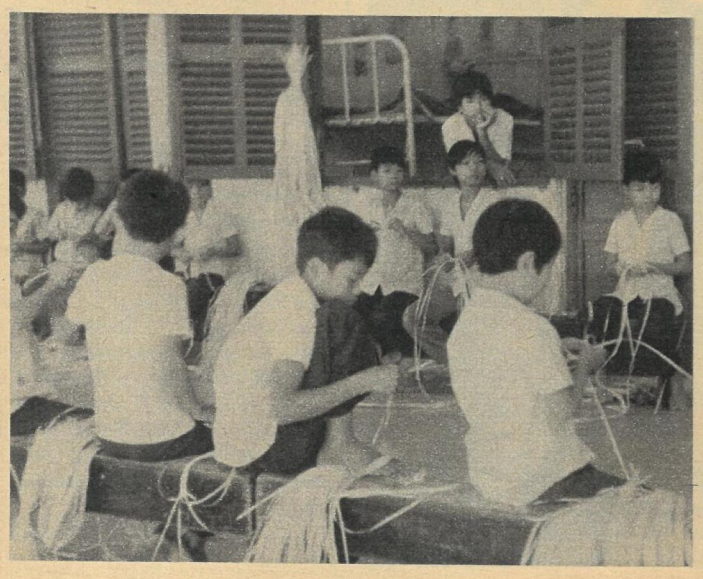
bis zum Gold-Stumpfnasenaffen, vom Halbesel aus Tibetischen Hochgebirgssteppen bis zum nahezu ausgestorbenen Südchinesischen Tiger. Zu den ornithologischen Kostbarkeiten gehören fleißig züchtende Fasanen, der Gehäubte Ibis und vom Verschwinden bedrohte Schreitvögel, wie Schneekranich und Schwarzhalskranich. Bemerkenswert auch die Tatsache, daß bei einem Restbestand von etwa hundert Elefanten in den Dschungelwäldern Südchinas die Aufzucht Asiatischer Elefanten bisher in Peking, Shanghai, Guangzhou und Kunming gelang. Mit Zoogärten aller Kontinente entwickelt der Verband chinesischer Tiergärten einen wachsenden Tiertausch. Neu in der Zoopraxis: die „Ausleihe" seltener Formen. Ähnlich wie Kunstwerke von besonderem Rang werden kostbare Zootiere zeitweise im Ausland zur Schau gestellt.

Johannes Rana

Die Kinder von Onkel Ho

Die Sonne brennt unerbittlich. Auf der Veranda, wo man der Mittagsglut etwas entrinnen kann, erklingt herzliches, vielstimmiges Kinderlachen. Besonders die kleine Lo schaut verschmitzt in die Runde. Ihre dunkelbraunen Augen leuchten, ab und an kichert sie mit der Nachbarin, widmet sich dann gleich wieder ihrer Arbeit. Emsig flechten die Mädchen und Jungen aus Bambusfasern Bänder für Hüte und Taschen. Nebenbei entstehen Fingerringe, Lesezeichen und Tiere. Seit drei Jahren lebt Lo (Foto oben) im Waisenhaus Nr. 2, einem von sechs in Ho-Chi-Minh-Stadt im Süden Vietnams. Ihre Eltern folgten den Verlockungen ausländischer Hetzkampagnen, flohen nach Thailand und überließen Lo ihrem Schicksal. Ängstlich und verschüchtert kam sie in die Obhut von Direktorin Tran Thi Thoung. In eine Gemeinschaft, die von der sozialistischen Gesellschaft jede Unterstützung erfährt. Den Kindern alles zu geben, Liebe und Wärme, Geborgenheit und Frieden – dafür kämpfte bereits der, nach dem ihre Stadt benannt ist. Von den Kindern einfach „Onkel Ho" genannt. „Längst kann Lo genauso fröhlich sein wie andere. Sie gehört zu den besten Schülern", erzählt die Leiterin stolz. „Mädchen und Jungen im Alter von sechs bis 18 Jahren, deren Eltern im Krieg umkamen oder unser Land verließen, erhalten bei uns ein Zuhause. Sie lernen lesen, rechnen, schreiben, malen und vor allem wieder lachen. 1975 wurde das Heim vom Staat übernommen. Inzwischen arbeiten viele unserer Schützlinge in Betrieben Ho-Chi-Minh-Stadts. Sie besuchen uns oft. Wir feierten sogar schon Hochzeiten bei uns." Helfer und Paten hat das Heim viele. So zum Beispiel Ärzte aus zwei Kliniken der Stadt, die die derzeit 200 Heimbewohner ständig untersuchen. Patenbetriebe, die mit den Kindern in die Ferien fahren oder Tagesausflüge unternehmen. Einen Kinovorführer, der regelmäßig kommt. Indessen klingt aus einem Nebenraum vietnamesische Folkloremusik, nach der fünf elfjährige Mädchen tanzen. Hier probt das Kulturensemble des Waisenhauses. Die begabtesten „Künstler" werden in Kulturhäusern der Stadt gefördert. Die Fünfzehnjährigen dürfen erstmals in der heimeigenen Weberei mitarbeiten. Ein Teil des Erlöses für die gewebten Tücher kommt dem Heim zugute. Andere sind oft in der Küche zu finden. Und Tränen? „Die gibt es kaum", sagt Tran Thi Thoung. „Bei Kummer trösten wir. Die Kinder bekommen bei uns Kleidung, Essen und haben ein Bett. Und – wir lieben sie wie unsere eigenen, diese Kinder von Onkel Ho."

Ilona Berger



Empfangen

Der Präsident der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft, Erich Mückenberger, Mitglied des Politbüros des ZK der SED (unser Foto), begrüßte in Berlin eine von Ljudmila Dawledowa, Sekretär des ZK der KP Kasachstans, geleitete Delegation zum Auftakt der Tage der Kasachischen Sozialistischen Sowjetrepublik in der DDR. Während des Gesprächs, das in einer sehr herzlichen Atmosphäre verlief, informierten sich die Gäste über die vielfältigen Aktivitäten der DSF-Mitglieder im 40. Jahr des Bestehens und in Vorbereitung des 13. Kongresses unserer Freundschaftsgesellschaft im Mai nächsten Jahres.

Entworfen

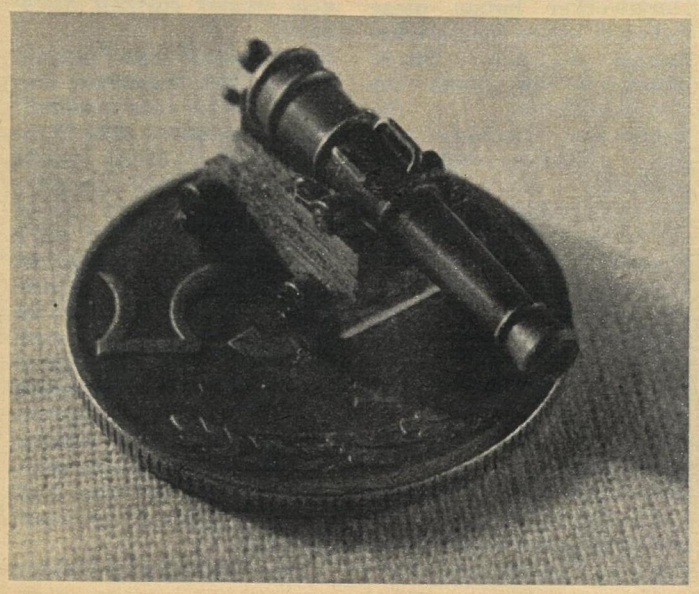
Wie die Kleidung der sowjetischen Olympioniken bei den Sommerspielen im kommenden Jahr aussehen soll, wird gegenwärtig intensiv von Modegestaltern und Mitarbeitern des Ministeriums für Leichtindustrie der UdSSR diskutiert. Bei einer der Abstimmungen, an der auch Vertreter des Modehauses für Sportbekleidung teilnahmen, wurden diese Entwürfe vorgestellt. Ob sie sich durchsetzen, ist noch ungewiß.

Eröffnet

Der legendäre Brnoer Auto- und Motorradrennring ist rekonstruiert und mit dem Großen Preis der ČSSR in diesem Jahr neu eröffnet worden. Zu der fünf Kilometer langen Rennstrecke gehört nunmehr ein großes Sportareal mit einem Schießplatz für die olympischen Schießdisziplinen, ein modernes Hotel, ein Golfplatz, eine Turnhalle sowie ein Autocampingplatz.

Ersetzt

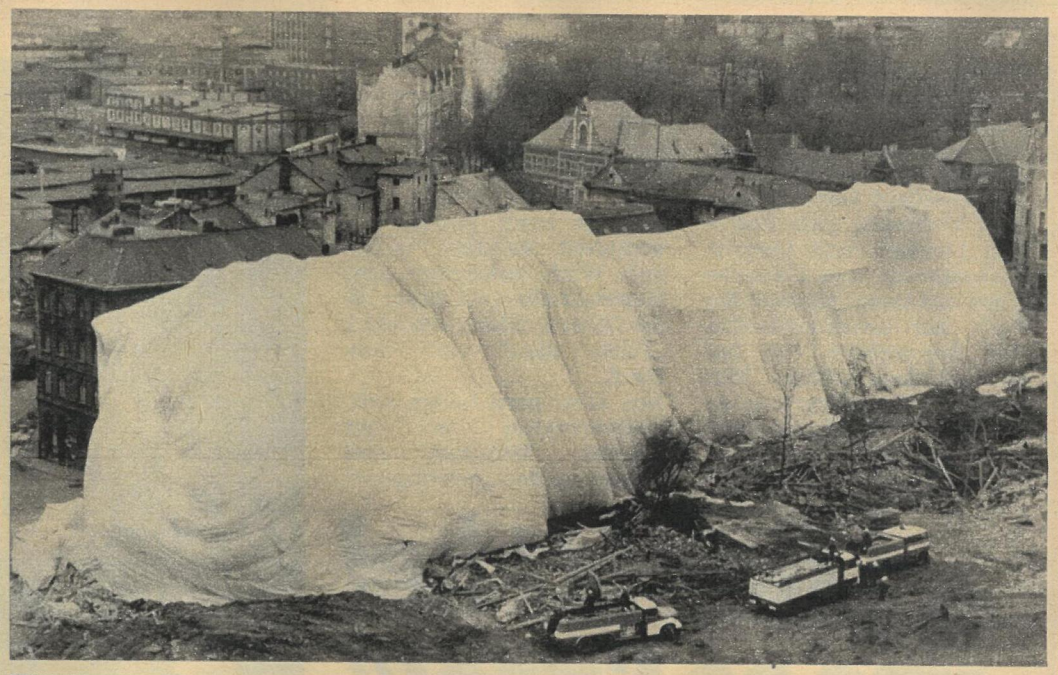
Diese Schiffskanone, die auf einem 5-Kopeken-Stück bequem Platz hat, ersetzt ihr hundertmal größeres Vorbild nicht nur im Aussehen. Damit lassen sich richtige Kanonenkugeln, allerdings nur von einem Millimeter Durchmesser, abschießen. Mit weiteren 27 Geschützen solcher Art gehört sie zur Staffage eines Modells der Schaluppe „Wostok", die Alexej Sacharow aus Charkow im Maßstab 1:100 originalgetreu nachgebaut hat. Wert legte er vor allem auf die Funktionstüchtigkeit aller Details des Modells.

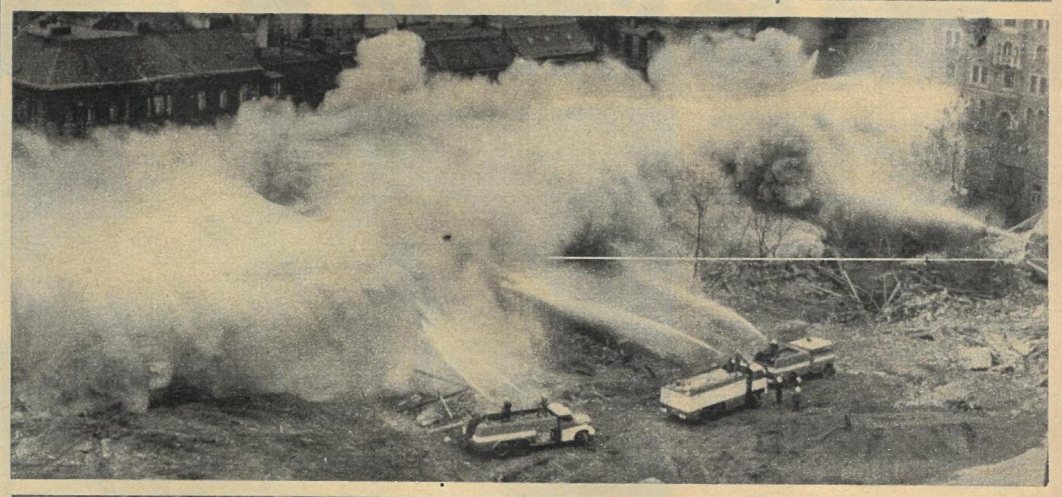


Das Kuckucksei

Am 12. (25.) Dezember legt Lenin die Haltung der Bolschewiki zur Einberufung der Konstituierenden Versammlung dar. Diese ist von den bürgerlichen Parteien schon vor der Oktoberrevolution anberaumt worden. Galt sie zuvor als Beschwichtigung der revolutionären Massen, so nimmt sie jetzt einen offenen konterrevolutionären Charakter an. Lenin erläutert, daß diese Zusammenkunft aller Parteien daran gemessen werden muß, wie sie sich zu den Dekreten der Sowjetmacht stellt. Der Brief der Putilow-Arbeiter gibt den Standpunkt der Werktätigen wieder: „Die Konstituierende Versammlung anerkennen wir in dem Maße, in dem sie das werktätige Volk verteidigt, d. h. alle Errungenschaften, die der Arbeiter, der Soldat und der Bauer am 25. Oktober errang und die in den Dekreten des Rates der Volkskommissare bekannt gemacht wurden, anerkennt." ... Welche Hoffnungen die Bourgeoisie mit dieser Versammlung verbindet, beweisen die Aktivitäten des Verwandlungskünstlers Kerenski, der sich diesmal nicht in Frauenkleidern, sondern in der Tracht eines Bauern auf den Weg zur Hauptstadt macht. Versteckt in einer Irrenanstalt wartet er der kommenden Dinge, im Vertrauen auf die demagogischen Fertigkeiten seiner Getreuen, die insbesondere unter der noch ahnungslosen Landbevölkerung ihre „Delegierten" zusammenstellen lassen. Der Kampf um die Rückeroberung der Macht läuft auf vollen Touren. Doch die Versammlung von „Leichen" und „Mumien", wie Lenin die Häufung der Gestrigen nennt, die sich am 5. Januar 1918 zusammenfinden, wird das Kuckucksei nicht ausbrüten. Da die Bolschewiki für „keinen Augenblick die Verbrechen der Feinde des Volkes decken wollen", wie es in ihrer Deklaration heißt, verlassen sie die Versammlung. Nach einigem Zögern folgen ihnen die linken Sozialrevolutionäre. In den nächtlichen Krakeel der Verbliebenen tritt der Leiter der Taurischen Wache und erklärt die nächtliche Sitzung wegen Übermüdung der Wachhabenden für beendet. Das Palaver ist verstummt und das Kuckucksei geplatzt. Der ernüchterte Kerenski verläßt nun für immer das Land.

Hans Bergmann





Häuser hinterm Vliesvorhang

Kein außergewöhnlicher Vorgang: ein Haus – wie hier im nordböhmischen Ustí nad Labem – muß weichen. Weil seine Haut im Laufe der Jahrzehnte porös geworden ist, die Bausubstanz eine Gefahr darstellt, der Platz für Neues gebraucht wird. Doch beim Sprengen entstehen Staubschwaden, die sich ausbreiten, belastend für die Umgebung sind. Ein unvermeidlicher Begleitumstand? Pfiffige Köpfe fanden eine bessere Variante. Das Abrißhaus wird in einen übergroßen „Mantel" gehüllt (Foto oben). Das Material der Umhüllung: Geotextilien, also Vliesstoffe, Näh- und Kettengewirke, Gewebe und spezielle Verbundstoffe, die wie hier im Bild (Mitte) den Staub bremsen, filtern, seine Ausbreitung verhindern (Foto unten). Mit dieser Idee beteiligten sich junge Leute an einem Wettbewerb in der ČSSR, bei dem es um sogenannte „vollkommene Projekte" ging. Eine Fachjury beurteilte die eingereichten Vorschläge, prämierte die besten. Dabei handelt es sich unter anderem um Lösungen, bei denen der Bau von Industriebetrieben und Wohnungen einerseits sowie Mutter Natur andererseits ein harmonisches Gespann sind. Auch um Projekte für ein modernes Gesicht von Altbauten, rekultivierte Landschaften, Kinderspielplätze und Anlagen zur Freizeitgestaltung. Rund 30 bis 40 Prozent der ausgezeichneten Ideen wurden und werden in die Tat umgesetzt, wie das Beispiel der Geotextilien zeigt. Auch in der DDR weiß man übrigens um deren Vorteile und erschließt ihnen immer neue Einsatzgebiete. Eine im Vergleich zu traditionellen Baustoffen sehr geringe Masse ermöglicht beispielsweise ihre Verwendung als Bewehrungs-, Trag- oder Stützelement im Tiefbau. Auch zum Befestigen von Böschungen sind Geotextilien geeignet: Ein Vlies – bestehend aus Reißfasern textiler Sekundärrohstoffe – enthält Grassamen. Die organischen Bestandteile der Vliesstoffbahn verrotten; was bleibt, ist eine feste Rasenschicht, die den Hang vor Erosion schützt.

Jörg Wehrmann

● Gut gesagt

Schach spiegelt das Wesen des Menschen wider, seine Besonderheiten. Ein Computer wird niemals den Kampf der Ideen demonstrieren können. Gute Schachspieler werden geboren, berühmte werden geformt.

Michail Tal, Schachexweltmeister, UdSSR

● Am Rande

Als der weltberühmte Tenor Placido Domingo als Radames in Verdis „Aida" in Budapest gastierte, wurde die herausragende Aufführung von dem kunstverständigen Publikum mit einem 55minütigen Applaus honoriert. – Budapester Klatsch-Geschichte.

● Persönliches

Seit Jahren sammelt RURIK SAULAIS aus Bauska (Lettische SSR) Abreißkalender und besitzt jetzt über 2000 Exemplare. Der älteste Zeitweiser stammt aus dem Jahre 1785. Bemerkenswert sind die Spezialkalender u. a. für Fischer, Handwerker und Bienenzüchter.

MIODRAG MICIC, ein dreizehnjähriger Schüler aus Belgrad, gilt als der jüngste Erfinder Jugoslawiens. Drei seiner technischen Neuheiten wurden bereits patentiert, weitere werden geprüft.

Im transdanubischen Komitat Tolna lebt das Bauernehepaar ERNÖ und JULIANNA LUKÁCS. Sie haben 18 Kinder, 12 Mädchen und sechs Jungen. Das Älteste ist 21 Jahre, das Jüngste 10 Monate. Letzteres erhielt von der Versicherungsanstalt HUNGARIA eine Lebensversicherung von 50 000 Forint als Geschenk.

Mit 35 Jahren wandte sich ARUTJAN DELLALJAN, der als Fräser in Jerewan arbeitete, der Musik zu. Er besuchte das Konservatorium und unterrichtet heute selbst.

Redaktion: Ina Stritzke; Fotos: D. Pries, V. Hohlfeld, I. Berger, TASS (3), Orbis, ZB/ČTK (3), Archiv, Repro; Karte: S. Mitzscherling; Vignette: D. Schüler.

Glückliches Neues Jahr! С Новым годом! La mulţ ani!

FREIE WELT

„Prosit '88!"

Jahresausklang, Neujahrsanfang. Wiederum packen Tausende unserer Landsleute die Reise-Koffer, um – näher oder entfernter der Heimat – das alte Jahr heiter zu verabschieden, das neue fröhlich zu empfangen. Einige fliegen dem neuen Jahr gleich volle sechs (Weltzeit)-Stunden entgegen: nach Irkutsk. Dort, im kernigen sibirischen Winter, können sie die „Urheimat" von Djed Moros (Väterchen Frost) und Snegurotschka (Schneeflöckchen) sozusagen hautnah erleben. Und für die DDR-Passagiere auf dem UdSSR-Kreuzfahrtschiff „Taras Schewtschenko" wird – klaren Nachthimmel voraus-

gesetzt – bei lustiger (Schwarzmeer-)Seefahrt das flimmernde Sterngefunkel ein silbernes, freilich ungewohnt stilles Silvester-„Feuerwerk" sein. Zwischen sowjetischer Ostseeküste und bulgarischem Rhodopen-Gebirge, an Newa und Moskwa, Wisła, Moldau und Donau, in Riesengebirge, Tatra, Karpaten, Witoscha und Rila – und werweißnochwo – erwarten festlich gedeckte Tische die Gäste aus unserem Land zu zünftiger Feier. Indessen: Woanders hält man's anders beim Guten-Rutsch-ins-neue-Jahr und dem obligaten (Sekt-)Korkenknall. Andere Länder, andere ... Lieder, Tänze, Bräuche, Sitten. Wer da bislang bloß ans Hausgemachte, Heimische gewöhnt sein sollte, der stelle und stimme sich mal vorsorglich drauf ein! Auf die Spezialitäten des Tisches wie das Spezifische des Festes. Doch: Sei's wie es sei. Empfangen Sie – ganz egal, wo Sie auch feiern – innerlich froh gestimmt das neue Jahr! Die Gastgeber, die Freunde, erheben bei den 12 Glockenschlägen in jedem Fall mit gleichen Wünschen das Glas: für Glück und Gesundheit, Erfolg und Freude – und ein friedliches, hoffnungsvolles '88er Jahr!...

„Das ist bei uns so Sitte!"

Ob's dieserorts Weihnachts-, jenerorts Neujahrsmärkte sind: Tradition haben sie allesamt. Und natürlich allerwärts einen Riesenzulauf. Denn sie wekken Vorfreude aufs Fest – mit Lichtern und Liedern, Gebratenem und Gebackenem, mit ihrem eigenen Kolorit, der unverwechselbaren Atmosphäre, den landestypischen Düften. Man kann die Festerwartung regelrecht „schnuppern", kann naschen, probieren, kaufen, und der Gaumen gewinnt bei Essen und Trinken schon einen ersten Vorgeschmack.

Wenn die Moskauer – und mit ihnen alle, die ihre Uhren nach Moskauer Zeit stellen – silvesters noch beim Mittagstisch sitzen, stoßen die Leute von Tschukotka schon aufs neue Jahr an. Hinweg über elf Zeitzonen setzt sich in der UdSSR das Feiern fort. Ob man sich im eigenen Heim, im Restaurant oder Klub zur Feier unterm „Jolka"-Baum vereint, spielt letztlich keine Rolle: Der Tisch ist, unbedingt, reichlich gedeckt.

Wo's traditionell zur Küche gehört, werden bergeweise Hefe- oder Blätterteigpiroggen mit Pilz-, Kraut- oder Fleischfüllung aufgetischt. Das Hauptgericht zeigt sich, je nach Familiengewohnheit, variabel: Geflügel-, Wild-, Schweine- oder Hammelbraten brutzeln in der Röhre, oder es köchelt „Fisch blau" auf dem Herd...

Nur allzu gern halten sich, weitverbreitet in der UdSSR, Mädchen und Frauen an den „geheiligten"

Ein „Surowakar" mit der Neujahrs-Glücksrute (oben); Silvester-Sprung ins Eheglück (rechts); „Troika"-Schlittenfahrt am Neujahrsmorgen (unten).

Texte: H. Hinnergk; Redaktion: Volker Hempel; Fotos: APN (2); TASS-Fotochronika (1); FW-Archiv (3); Vignette: Sputnik

Brauch: Mit neuem Kleid ins neue Jahr – eine Landessitte, die vom Lande stammt (im Herbst war die Leinfaser gerupft, das Linnen gewebt worden). Und Zehntausende Paare geben sich alljährlich beim „Jolka"-Lichterglanz das Ja-Wort. Das Fest zur Jahreswende ist Hoch-Zeit für Hochzeiten! Den Kindern wiederum bringt Väterchen Frost zum einen die ersehnten Geschenke, zum anderen „beschert" er die Schulkinder zugleich mit zehntägigen Winterferien – „Jolka"-Feiern sowie „Troika"-Schlittenfahrten durch die weiße Winterwelt gibt's gratis zum Ferien-Vergnügen dazu…

Und wie feiert man Silvester beim Nachbarn nebenan? Wer nach Polen reist, wird überrascht sein, daß in der Silvesternacht auf Straßen und Plätzen ungewöhnliche Stille herrscht (die Ruhe wird, wie übrigens auch in der ČSSR, lediglich vom Neujahrsgeläut der Kirchenglocken unterbrochen). Der Trubel findet vorwiegend „im Saale" statt: bei den landesweit beliebten, stimmungsvollen Silvesterparties – inklusive amüsanter Belustigungsspiele, vergnügter Polonaisen, knallenden Tischfeuerwerken anstelle von Girlanden, Papierschlangen und Lampions – wie anderswo zulande – sind bunte, vielgestaltige Luftballons typischer Silvesterschmuck. Und zu vorgerückter Stunde sorgen sie für den nötigen „Knalleffekt". In Prag ertönen um Mitternacht 24 Glockenschläge vom Rathausturm (12 fürs alte, 12 fürs neue Jahr), und überall im Land ist's erlaubt, unter den vergoldeten oder grünen Mistelzweigen jedermann und jederfrau ungestraft zu küssen…

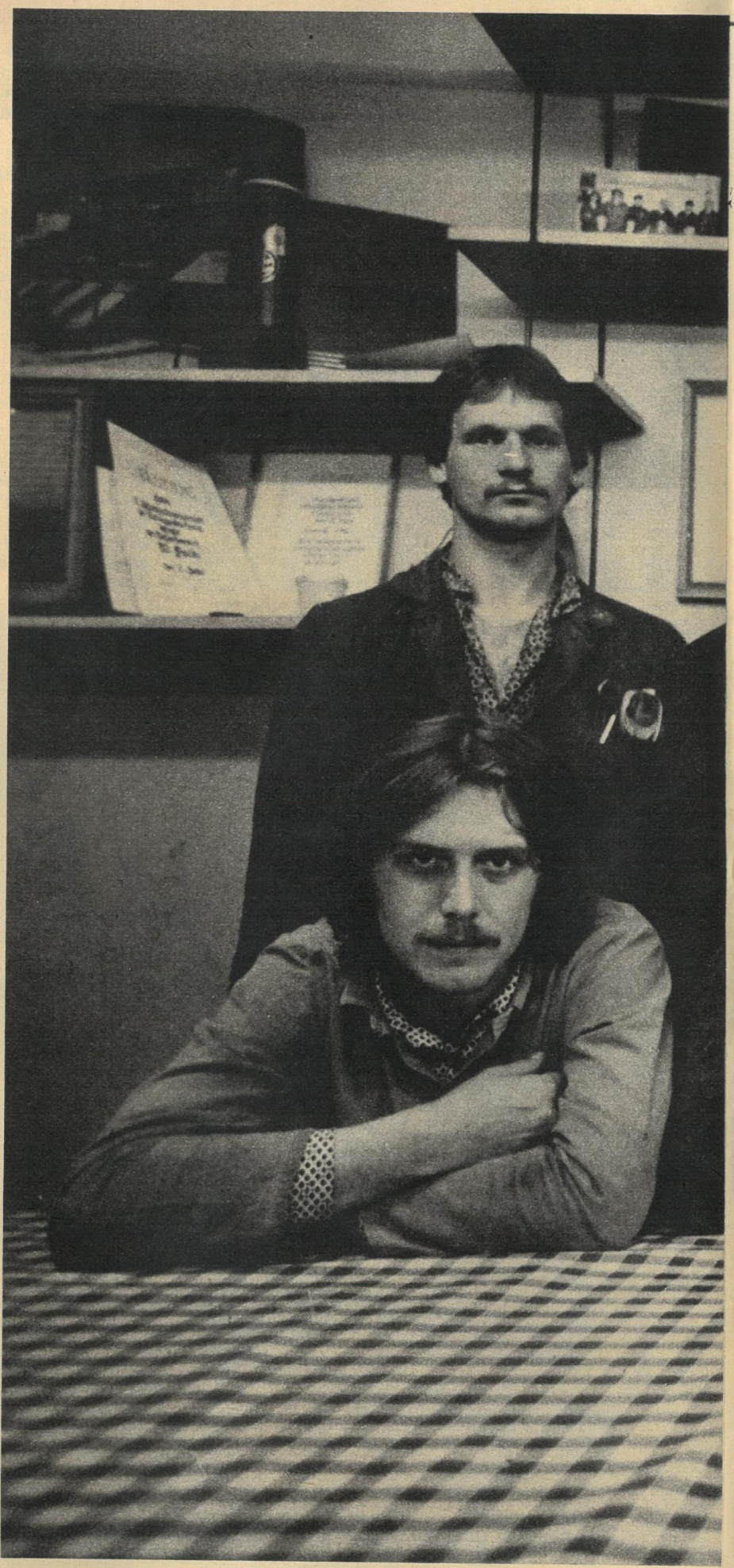
Im neuen Jahr Glück zu haben ist in solchem Falle keine pure Glückssache mehr, wenn man… einen Schornsteinfeger berührt (in Straßen ungarischer Städte sind am Silvesterabend unverhofft viele zu finden), einem Ferkel, das im Saal herumgetragen wird, über die rosige Haut streicht – bevor es diese unterm Küchenmesser lassen muß (Silvesterbrauch in Ungarn, ČSSR, Polen), oder, wenn man die von Haus zu Haus ziehenden Neujahrssänger gastlich bewirtet und sie freigebig beschenkt, was zwischen Westslowakei und Ostrumänien weithin als Brauch gilt…

Die Kornelkirsche, der erstblühende Strauch des Jahres, ist in Bulgarien – regional auch in Rumänien – der Gesundheits-, Glücks- und Erfolgsbringer. Einige kleine Zweigstücke, möglichst mit vielen Knospen, werden in die mit Fleisch- oder Käsegemisch gefüllte (Blätterteig-)„Baniza" eingebacken. Kommt sie auf den Silvestertisch, zerschneidet sie der Großvater, Großonkel oder Vater in tortenstückgroße Teile, und jeder in der Runde nimmt davon. Je mehr Knospen er darin findet, um so mehr Glück ist ihm beschieden. Sobald die Uhr dann zwölf schlägt, holen die Kinder ihre buntgeschmückten „Surowatschki" – die Neujahrsruten aus Kornelkirschzweigen – hervor und klopfen damit jedem der Anwesenden kräftig auf den Rücken, begleitet vom altüberlieferten Wunsch-Vers für ein fröhliches, gesundes, fruchtbares Jahr. Am Neujahrstag wird das Zeremoniell im weiteren Verwandten- und Bekanntenkreis wiederholt, was den „Surowakaris" vielerlei Naschwerk und allerlei Sparmünzen einträgt…

Fehlte aber wem, um in Freundesland, bei Freunden zünftig mitzufeiern, womöglich das nötige „Kleingeld" zur Reise, der beherzige diesen Rat: Eine Schuppe vom Silvesterkarpfen, ins Portemonnaie gesteckt, verheißt reichlich „klingende Münze" im neuen Jahr…

Moldawische Kringel fürs Neujahrs-Fest (links); echte Palme als „Jolka"-Baum an der georgischen Küste (unten); quiekender Glücksbringer zu Silvester in Ungarn (unten rechts).

Ein Brigadebild aus dem Frühsommer. Hintere Reihe von links: Lutz Thiele, Kersten Hampe, Brigadier Günther Kommol, Karsten Bienge, Gerhard Langer; vordere Reihe: Stephan Bluhm, Wolfgang Ebert, Axel Stahr, Jörg Dittert.



Zweimal im Jahr den Alltag einer Brigade ins Visier genommen. Sie bauen „Knüppelputzen" zusammen, tragen bei, daß die SKET-Maschinen ein begehrter Exportartikel bleiben.
Volker Hohlfeld beobachtete im Frühsommer '87 die Leute um Brigadier Kommol aus der Sicht eines Fotografen. Mit Notizheft und Stift war im Spätherbst Frank-Michael Wagner in Wildau.

Wildau, vorletzte S-Bahn-Station in Richtung Königs Wusterhausen. Anno erste Hälfte unseres Jahrhunderts wurden hier Dampflokomotiven hergestellt. Angesichts ziegelroter Klinkerwände, nostalgischen Giebel-Zickzacks und Efeus allenthalben hat man Mühe, dahinter den VEB Schwermaschinenbau „Heinrich Rau" zu vermuten, einen Betrieb des SKET-Kombinates Magdeburg, der Industrieroboter, Gesenkschmiedestücke, riesige Kurbelwellen und Anlagen für Stahl- und Walzwerke fertigt. Auf der Suche nach jenen Leuten, die solch schwere Brummer endmontieren und versandfertig machen, schlägt mir vorerst nur der warme Odem von Bohrmilch und versengter Luft entgegen, mischt sich das kratzige Signal-Tuten der Portalkräne mit Knistern, Hämmern, Kreischen, Tuckern. Im letzten Hallensegment schließlich entdecke ich den Wegweiser: Jugendbrigade „Einheit" – Innenmontage. Kommols Truppe also.

Die Produktion von „oben"

sehen nicht nur Betriebsdirektoren und Wirtschaftsexperten. Ich klettere hoch über schmale Eisentreppchen, meine, da müßte auch mal wieder Staub gewischt werden, und sage das zu Andrea Glowa, die unter der Hallendecke in ihrem Kranhäuschen sitzt. Sie lacht über meine rabenschwarzen Hände. Andrea hat den Überblick; es gibt wohl keinen Arbeitsgang in der Montage, an dem sie nicht mittelbar beteiligt wäre. Kindergärtnerin war ihr Berufsziel, aber die viel zu schwachen Stimmbänder haben's verhindert, erzählt sie und überschreit zwischendurch mit Anweisungen nach unten die nicht gerade leisen Produktionsgeräusche. Schlosser hat sie gelernt, hier in Kommols Brigade, und sie stand sich damals gar nicht grün mit ihm. „Da hättest du mir beim Laufen die Schuhe besohlen können", sagt sie über ihre Lehrzeit. „Jetzt bin ich seit sechs Jahren auf dem Kran, die Zusammenarbeit mit den Männern läuft prima, und besonders auf den Brigadier lasse ich nichts kommen.
Auch wenn ihn hin und wieder die Arbeitswut so packt, daß er mir ein Dutzend große Kugellager anstatt auf einer Brechstange auf einem alten Besenstiel anbindet. Natürlich hat's geknackt!" Andrea erklärt, was unter uns zusammengebaut wird. „Die lange, schmale Konstruktion ist das Maschinenbett, die längste Ausführung 32 Meter. Links und rechts davon kommen Aufgabe- und Sammelrost. Auf dem Bett läuft dann der Wagen, der die Knüppel in Schräglage einspannt und an der Schleifeinrichtung vorbeiführt. Die Knüppel, das sind gewalzte Stahlprofile, Ausgangsmaterial für die metallverarbeitende Industrie. Bevor man sie aber weiter verformen kann, müssen eventuelle Oberflächenfehler an ihnen sichtbar gemacht und entfernt werden. Dazu ist das Putzschleifen nötig. – Gegenüber an der Wand fällt mir ein Transparent ins Auge: Ein Q für Knüppelputzschleifmaschinen. Und gleich darunter ein zweites: – Zu Ehren der Großen Sozialistischen Oktoberrevolution liefern wir die 250. Knüppelputzschleifmaschine in die Sowjetunion –
Andrea bemerkt mein Interesse. „Weißt du überhaupt, was dort unten grad vernagelt wird?" fragt sie. „Das ist die Nummer 250!"

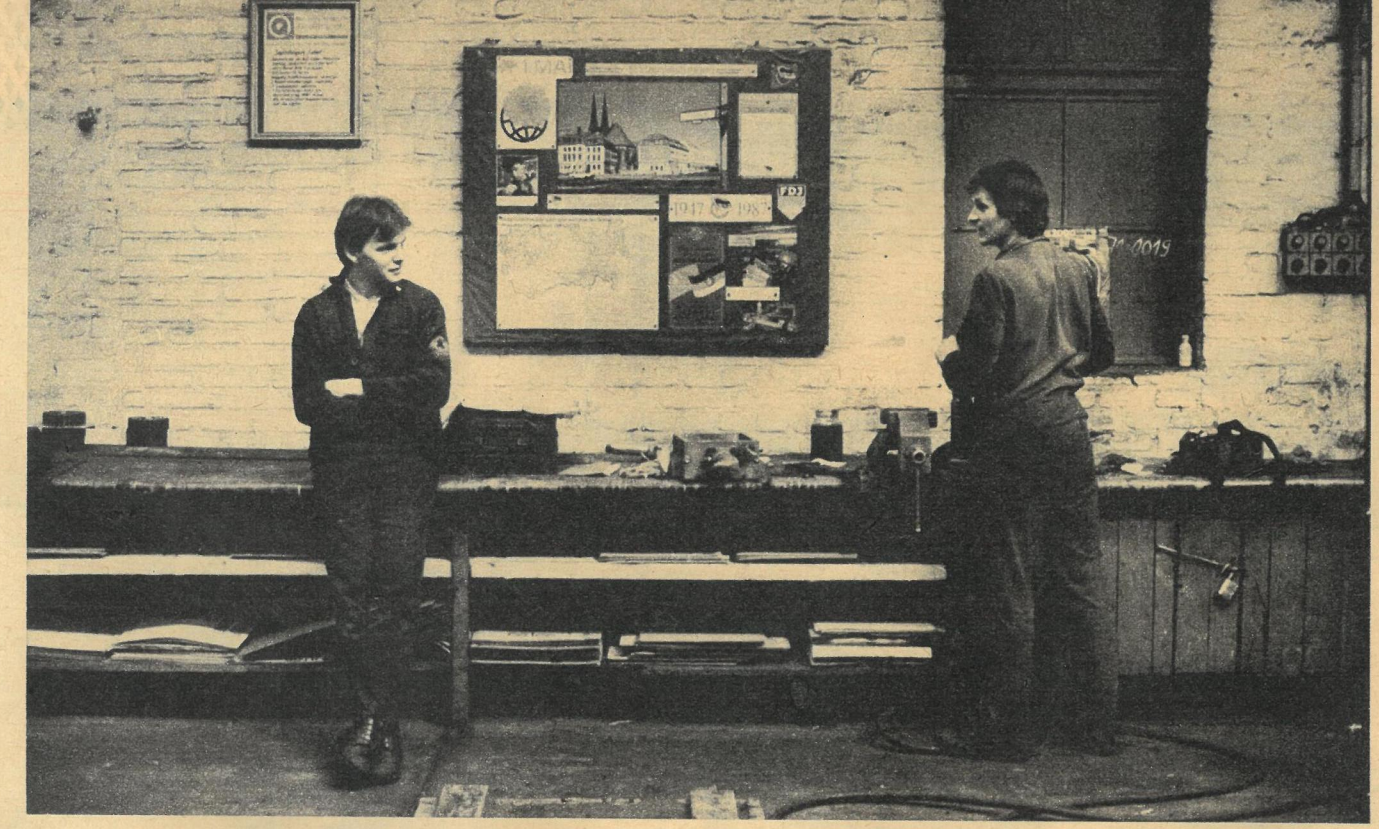
Seit die erste Knüppelputze

1966 als Messeschlager in Leipzig Gold erhielt, wurde sie ständig weiterentwikkelt, bekam immer wieder das Gütezeichen zugesprochen und ist noch heute ein begehrter Exportartikel. Wenn bereits 249 Maschinen nicht nur in der UdSSR, sondern auch in Polen, Ungarn, der ČSSR, China, Österreich und der BRD Qualitätsarbeit in Stahl- und Walzwerken leisten, so ist das von Anfang an auch den Tüfteleien der Brigade „Einheit" zu verdanken.
Erstaunlich, welche Einfälle da mitunter geboren werden. Der Arbeitsschutz forderte, den Bedienstand der Knüppelputzer mit einem Schallschutz zu versehen. Um die neu entworfene Isolierung dann praxisnah zu testen, holten sie einen Disk-Jockey in ihre Halle, wo er seine Boxen auftürmte und die Schutzkabine mit gespeichertem Originalton aus einem Stahl- und Walzwerk beschoß. Der Reihe nach konnte sich jeder der Brigade überzeugen, daß es drinnen auf dem Sessel von der Lautstärke her recht erträglich zuging.
Einer, der über die Jahre mit den Leuten von der Innenmontage durch dick und dünn gegangen ist, soll mir Auskunft geben über Kommol, den Brigadier. Kollege Langner, stellvertretender Abteilungsleiter, ist arg in Zeitnot. „Der Günther? Na ja – Held der Arbeit, fünffacher Aktivist, Alter: 56, seit 37 Jahren im Betrieb, davon 33 Brigadier, ein Haus gebaut, fünf Kinder großgezogen. Moment", fällt ihm ein, „das betrifft auch die Kommols." Es ist der Vorschlag zur Auszeichnung als „Hervorragendes Jugendkollektiv der DDR". Er drückt mir schnell noch ein paar Blatt Papier in die Hand. Und was an Auszeichnungen da alles aufgelistet ist, läßt mich doch ein wenig stutzen. Eine Heldensaga?...

Da, wo bei anderen die Nackedeis

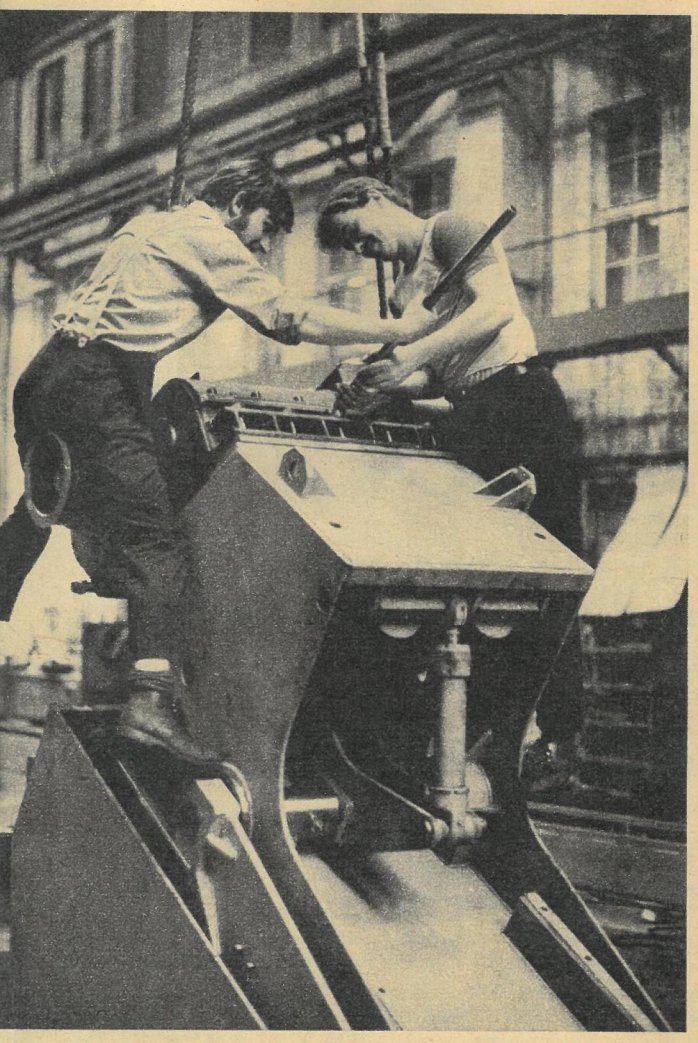
aus „Magazin" und „Eule" angezweckt sind, hängen die Wände tatsächlich voll mit Urkunden, Diplomen und Wettbewerbswimpeln. Die Pausenunterkunft gleicht einer Besten-Galerie. Zwei lange Tische, bespannt mit grüngewürfeltem Wachstuch und umgeben von maschinengrünen Holzbänken, füllen den Raum. Es ist Frühstückszeit. Günther Kommol steht an der Stirnseite, te-

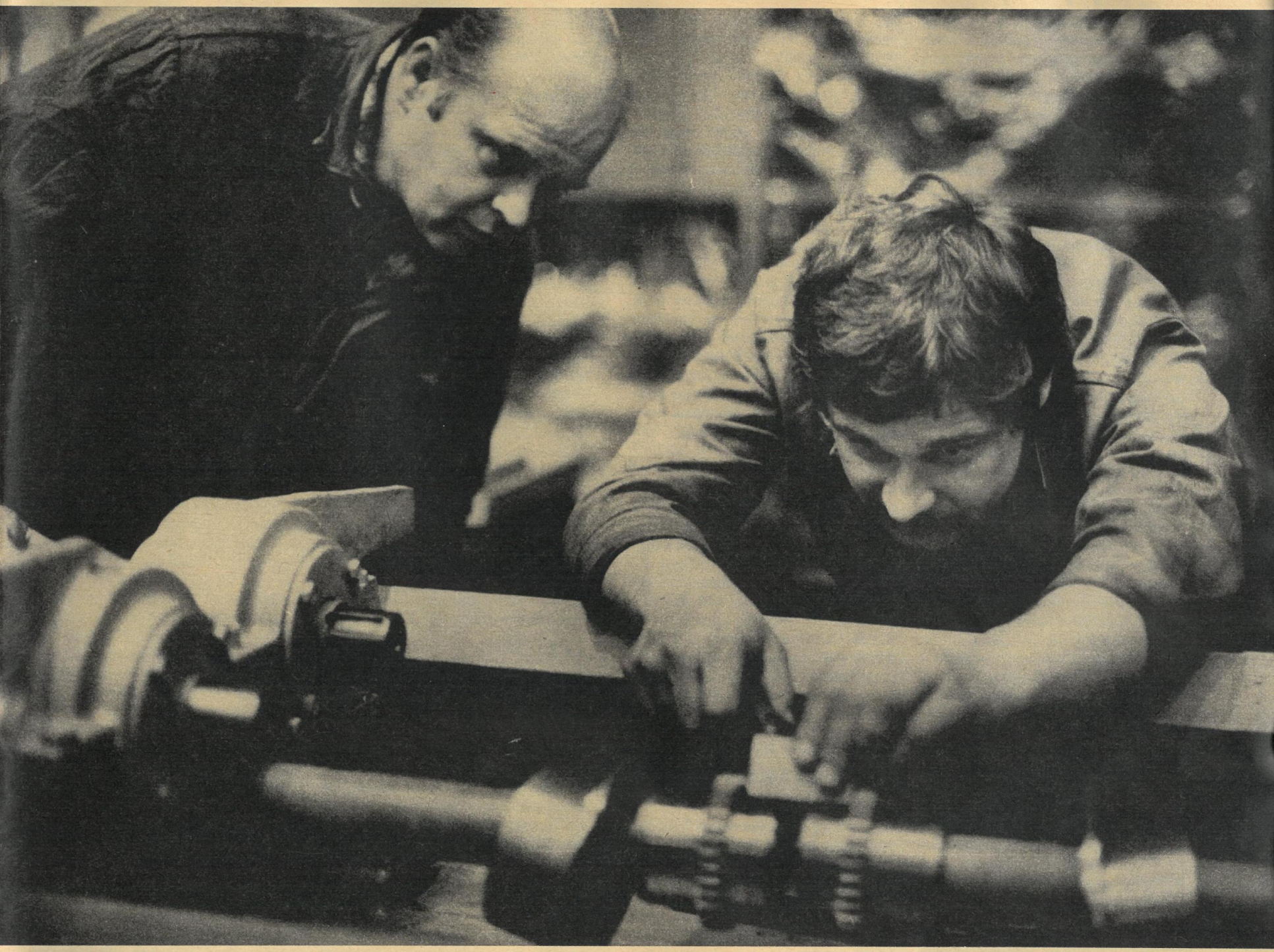
Knüppelputzer

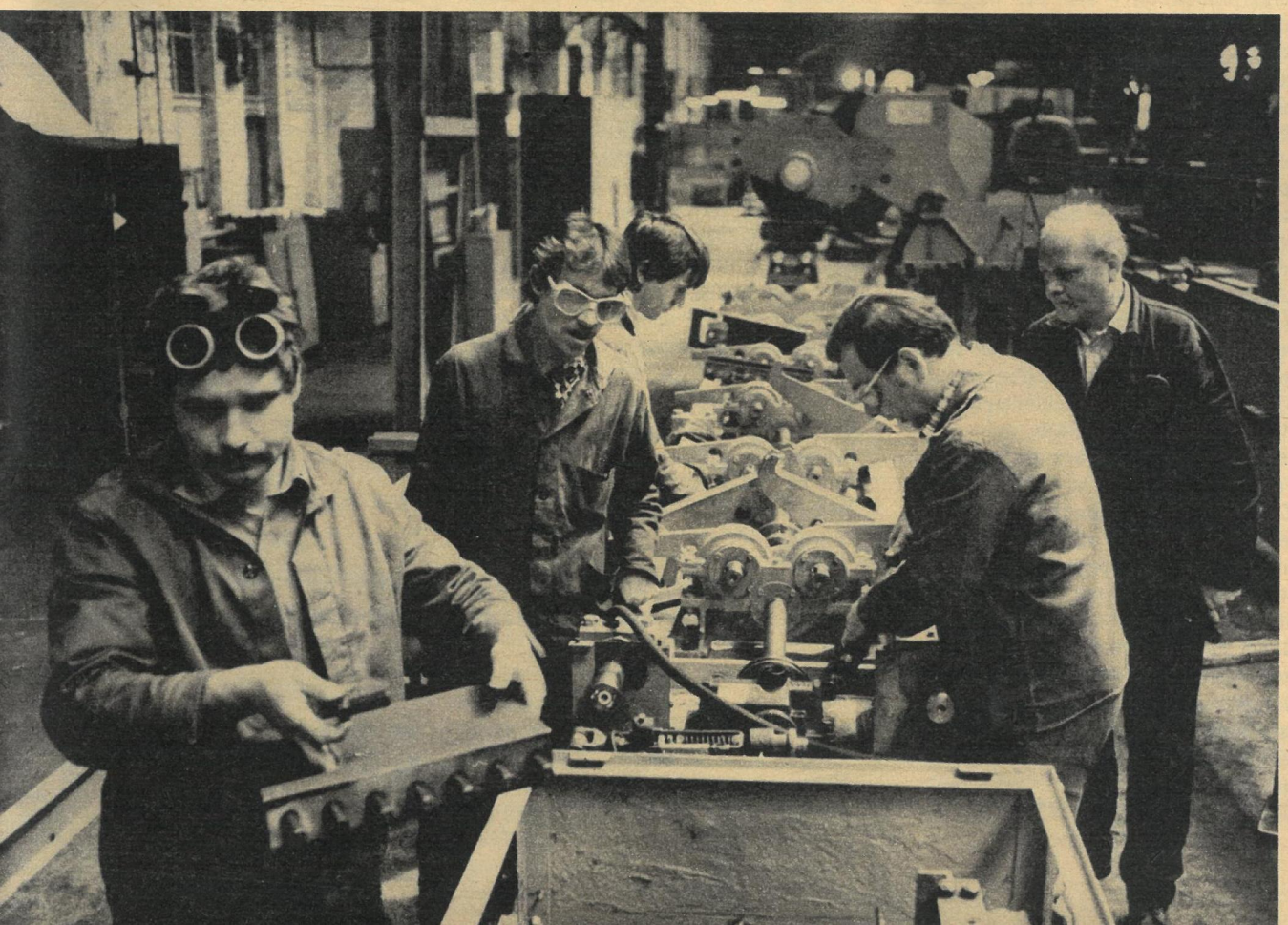


Knüppelputzer

Momente aus dem Brigadealltag der Wildauer Kommols: Tüfteln um Neues, Präzision bis zum hundertstel Millimeter, Muskelkraft bei der Montage, Aufmerksamkeit für den Nebenmann, Hand in Hand bis zum Feierabend.







Knüppelputzer

lefoniert und durchforstet dabei Berge abgegriffener Zeichnungen und Stücklisten, die sich auf seinem Schreibtisch türmen. Er gibt ein paar Positionsziffern durch und drängt zu sofortiger Erledigung. Die Art, wie er das tut, ist eher unnachgiebig als gelassen, trotzdem hat sie, vielleicht macht's der etwas nuschlige Ton, viel von väterlich-beruhigendem an sich. Die anderen kauen schweigend Bockwurst, Bratwurst, Frühstücksstullen und trinken ihre Frei-Milch. Besser, man stört Schwerarbeiter nicht beim Essen, die Gespräche glimmen ohnehin von alleine auf. Zuerst geht's um Autoersatzteile, über viel zu lange Wartezeiten. Schließlich entdeckt der Mann neben mir, Wolfgang Ebert, beim Durchblättern einer Illustrierten Bilder aus Sotschi und kommt ins Schwärmen vom Winterbaden an der sowjetischen Schwarzmeerküste. „Rumänische ist besser", behauptet Gerhard Langer ihm schräg gegenüber. Schon haben wir den herrlichsten Disput. Reiseerlebnisse/Urlaub kontra Reiseerfahrungen/Auslandsmontage. Gerhard, der dem jungen Brigadestamm angehört, hatte schon zweimal in diesem Jahr im rumänischen Stahl- und Walzwerk Hunedoara Reparaturaufträge an SKET-Maschinen durchzuführen. Eine Wertschätzung seiner Fähigkeiten, denn für gewöhnlich erledigen das Spezialisten von der Außenmontage. Wolfgang kommt richtig in Schwung, während er von seinen Unternehmungen in Sibirien, Mittelasien und Georgien berichtet. Obenauf des Stapels Broschüren und Zeitungen vor ihm liegt die druckfrische Rede Gorbatschows zum 70. Oktoberjubiläum.

„Wenn man wie ich seit langem mindestens einmal im Jahr in die Sowjetunion fährt, um sich umzuschauen", sagt Wolfgang, „weiß man die jüngsten Veränderungen und die Beschlüsse der KPdSU zu schätzen. Wir als Zulieferer für die neuen Stahl- und Walzwerke dort können einen handfesten Beitrag leisten, indem wir unsere Maschinen ständig verbessern helfen." Unter Wolfgang Eberts Pausenlektüre befinden sich auch juristische Fachzeitschriften. Er bereitet seinen alljährlichen Einsatz als Schöffe vor, nicht ganz ohne Bauchschmerzen. Einerseits: er wird hier fehlen die nächsten Wochen! Andererseits macht er seit 15 Jahren lieber Arbeitsrecht, diesmal aber wird er vermutlich in der Familienkammer sitzen. „Immer dieses Scheidungsgezänk um Wohnzimmerteppiche und Küchengardinen", knurrt er. Einer der jüngsten am Tisch, der 26jährige Lutz Thiele, kann sich's nicht verkneifen: „Wer eben mit 42 noch Junggeselle ist..."

Die Chronik im Vokabelheft

zieht Lutz Thiele aus seinem Schlosseranzug. Das arg zerfledderte Heftchen ist sozusagen die Vorstufe des Brigadebuches '87. Für die Kultur-Seite des Jahres konstatiert er: einmal „Fledermaus" im Metropol, mehrmals Eisbeinessen im „Jagdschloß" und gemeinsame Billardabende als brigadespezifische Vergnügungen. Die Mehrheit der Notizen bleibt der Arbeit an den Knüppelputzern vorbehalten. Im Januar haben sie das MMM-Projekt „Prüfstand" verwirklicht, ihre gewinnbringendste Neuerung, erzählt Lutz Thiele. Worum es dabei ging? In den letzten Jahren sind die Maschinen vom Aufbau her immer komplizierter geworden. Entstaubungsvorrichtungen kamen hinzu, die schallgeschützte Bedienkabine und jede Menge Elektronik. Die Anlagen hier in der Halle komplett aufzubauen, um das Zusammenspiel all dieser tausend Einzelteile zu überprüfen, war viel zu platz- und zeitaufwendig geworden. Günther Kommol hat mit seinen Männern ein Funktionsmodell ausgetüftelt, das nun als stationäre Miniknüppelputze in einer Hallenecke den Test von Bausätzen und Antrieben ermöglicht. Ein weiterer Höhepunkt waren die Einsätze des Brigadiers in Komsomolsk am Amur. Zweimal war Günther nach Sibirien geflogen, um bei der Inbetriebnahme neuer SKET-Anlagen im Feinstahl- und Drahtwalzwerk Komsomolsk behilflich zu sein. Der Verantwortliche dort, Genosse Korjagin, war zuvor als Abnahmeingenieur in Wildau tätig gewesen, hatte oft genug den Leuten der Innenmontage unbestechlich auf die Finger geschaut, sie dabei kennengelernt. Als dann in Fernost die Maschinen mit dem hocherhitzten Material nicht gleich so zurechtkamen, war es eine Selbstverständlichkeit, zur technischen Lösung Günther Kommol hinzuzuziehen. Unbedingt betonen möchte Lutz die wiederholten Hilfeleistungen in den Nachbarbereichen. „Schließlich sind wir die letzten an den Maschinen, und was vorher klemmt, müssen wir oft ausbügeln."

„Wer noch keinen Murks fabriziert hat,

der hat auch nicht gearbeitet! Trotzdem muß nicht laufend der gleiche Fehler gemacht werden", schimpft der Brigadier und fuchtelt mit einem Bauteil herum, an dem das Gewinde zu kurz geschnitten ist. „Überall in der Halle siehst du die Schilder ‚Bereich der Nullfehlerproduktion' – aber der Weg dorthin ist weit", schmunzelt Kommol, und ich traue ihm jetzt wirklich nicht mehr zu, daß er ein Typ wäre, der richtig explodieren kann, wenn was schiefgeht. Er klärt die Probleme mit Bestimmtheit, aber in sichtlicher Ruhe. Ich frage ihn nach der Auszeichnung „Hervorragendes Jugendkollektiv der DDR", unerwartet verfinstert sich seine Miene nun trotzdem. „Der Antrag kam zurück", sagt Kommol, „ohne Begründung, und das find ich nicht in Ordnung. Wir wollen schließlich wissen, was wir falsch gemacht haben, was zu verbessern ist. Möglicherweise liegt's schon an unserer Zusammensetzung. Sieben Jungs sind zur Zeit bei der Armee, manche für drei Jahre. Mehr als ein Drittel der Brigade. Zwei haben wir zur Ingenieurschule delegiert. Und was ist mit denen, die nach und nach die Altersgrenze überschreiten – zum alten Eisen werfen, eine gestandene Truppe auseinanderreißen, damit die Prozentanteile eines Jugendkollektivs wieder stimmen? Nun, meine Jungs kommen zurück von der Armee, wir haben Lehrlinge in der Brigade. Wir setzen auf Disziplin und Qualität, auf ehrliches Miteinander. Wir kämpfen weiter – auch um diesen Titel!"

● „In der Zeit, die Sie benötigen, um diesen Satz zu lesen, werden die USA etwa 2000 Dollar für ihr militärisches Weltraumprogramm aufwenden." Diese sehr einprägsame Darstellung traf das Stockholmer Friedensforschungsinstitut SIPRI bereits 1982, somit ein Jahr vor dem offiziellen Startschuß für das Waffenprogramm eines Sternenkrieges. Heute würde man kaum die ersten zwei Worte über die Lippen bringen, da wäre die Summe schon unwiederbringlich verpulvert... Weltweit werden jährlich ungefähr eine Billion Dollar – in der Minute fast zwei Millionen – für die Rüstung ausgegeben. Diese Summe entspricht gegenwärtig der Schuldenlast der Entwicklungsländer. Stehen beide im Zusammenhang?

Die kürzlich von der UNO abgehaltene Internationale Konferenz über den Zusammenhang zwischen Abrüstung und Entwicklung wurde einzig von den USA boykottiert. Deren Begründung: Rüstung und weltwirtschaftliche Entwicklung stünden in keiner Beziehung zueinander. Würden nämlich die USA den Zusammenhang von Rüstung und der Verschuldung der Entwicklungsländer anerkennen, müßten sie auch offenlegen, daß ihre besondere Form der Entwicklungshilfe die ungehemmte Rüstung fördert. Doch wie geschieht das?

Cäsar und die Vampire

Eine alte Geschichte erzählt von Legionären, die im Namen eines Römischen Imperators in einer entlegenen Region die Steuern eintreiben sollten. Sie kehrten zurück und berichteten, daß die Menschen dort ihnen lachend die leeren Handflächen vorgewiesen haben. Der Cäsar kam zur trefflichen Einsicht, daß bei Menschen, die auf diese ganz besondere Weise lachen, nichts mehr zu holen sei. An diese lehrreiche Geschichte wurde man erinnert, als der brasilianische Finanzminister Funaro lachend verkündete, die Schuldenverhandlungen mit den internationalen Gläubigerbanken könnte man wohl am besten „mitten im bunten Karnevalstreiben" führen. Die gute Laune wäre wenigstens gewahrt. Diesem Galgenhumor folgte nach wenigen Stunden die Verfügung des Staatspräsidenten José Sarney über einen vorübergehenden Stopp der Schuldentilgung von 108 Milliarden Dollar und der fälligen Zinsrate von knapp sechs Milliarden.

Nun zeigte sich, daß die Bankkonsortien, vornan die US-amerikanischen, nicht gewillt schienen, die Schlußfolgerungen des Imperators zu beherzigen. Im Unterschied zur Entscheidung des Cäsaren machten sich die Bankiers den Kopf, wie man einen Niedergestreckten wieder auf die Beine bringen könne, um ihn weiterhin schröpfen zu können. „Einem Todkranken wird laufend Blut abgezapft, um einen Athleten damit zu mästen", charakterisierte der brasilianische Botschafter in Washington die Situation, womit er den Vampirismus dieser „Hilfe" treffend umriß.

Bleiben wir in Brasilien, dem größten Schuldner unter den Entwicklungsländern. Wie so manches Ungemach schlich auch dieses auf leisen Sohlen daher. Als vor Jahrzehnten der Kapitalstrom aus den USA zu fließen begann, standen keineswegs menschenbeglükkende Gedanken an der Wiege dieser Transaktionen, sondern eher der Wille des Kapitals, in fernen Ländern um einige beachtliche Punkte mehr zuzulegen, als im eigenen Lande möglich war. Billige Arbeitskräfte und Ressourcen lockten magisch an und die erfreuliche Vorstellung, mit dem Leihkapital die eigene industrielle Basis auf Kosten des Gastlandes auszuweiten. Brasiliens damalige Generalsjunta garantierte, daß weder gewerkschaftliche Proteste noch Klagen über verletzte Menschenrechte zu fürchten seien. Als Lohn für dieses Entgegenkommen zwackten sie vom Dollarkuchen ihren Anteil ab. In manchen politischen Kreisen des Westens war man geneigt, über die Profitsucht der Krediteure und die Korruptheit der Generale hinwegzusehen, wenn dem Lande nur geholfen würde.

Die Bankiers und der Regenschirm

Was geschah? Die Kapitalnachfrage wuchs, doch dann plötzlich stiegen die Zinsen explosionsartig. Nun merkte jeder Brasilianer, was er sich mit dem angeblichen Wirtschaftswunder und der totalen Abhängigkeit von den USA eingekauft hatte, zumal sich die Krisen der siebziger und beginnenden achtziger Jahre auf Brasilien, wie auf alle Entwicklungsländer, verheerend auswirkten. Die USA hatten sich abhängige Zonen geschaffen, in welche sie die Krisen „exportieren" konnten, um sich selbst durch hohe Schutzzölle der wuchtigsten Folgen zu entledigen. Sie schotteten ihre Grenzen weitgehend vor den Warenimporten ab und blockierten somit den einzigen Weg für die Entwicklungsländer, die Schulden über den Warenexport abzutragen. Der Fall der Rohstoffpreise und der rasante Anstieg der Preise für Lebensmittel und Fertigprodukte, auf deren Importe die Entwicklungsländer angewiesen waren, trugen noch das ihre bei. Die „Citycorp", eine der größten amerikanischen Banken, räumte ein, daß allein das brasilianische Guthaben von lediglich fünf Prozent ihr zwanzig Prozent aller Profite einbrachte. Und das in der schwersten Krise, die Brasilien erlebte.

Das bedrohliche Ticken der Uhr meinen alle zu hören, wenn von der katastrophalen Lage der Entwicklungsländer gesprochen wird. Im Schatten allmächtiger kapitalistischer Banken breiten sich Hunger und Elend aus. Kapitalanleihen, als Hilfe deklariert, werden zu Würgeeisen und lassen Explosionen größten Ausmaßes befürchten. Milliarden Dollar werden den armen Ländern geraubt, um die Haushaltslöcher in den USA zu stopfen und die Rüstung zu finanzieren. Kann dieser verhängnisvolle Prozeß gestoppt werden?

Fotomontage: Knoch/Matzke (ZFA)

...und die im Schatten sieht man wohl

Ein Beitrag von Hans Bergmann

...und die im Schatten sieht man wohl

Die Banken, die in dieser Situation für Abhilfe hätten sorgen können, wenn Entwicklungshilfe ihren wirklichen Namen verdient hätte, taten, was Mark Twain einst in die Worte faßte: „Ein Bankier ist jemand, der dir bei Sonnenschein seinen Schirm leiht und ihn in dem Augenblick zurückhaben will, in dem es zu regnen beginnt." Der Dollar blieb in sicheren Tresoren, wo er sich ohne Risiko vermehrte, sobald er als Leihkapital das Tageslicht erblickte. Wenn er sich überhaupt gefällig erwies, so nur für Höchstzinsen.

Betrug die Pro-Kopf-Verschuldung in Brasilien 1970 noch 34,8 Dollar, so hat sie sich heute mehr als verfünfzehnfacht. Dieses Erbe übernahm die neue demokratische Regierung unter Sarney, als die Generale das Feld räumen mußten, weil sie den Staat in den Ruin geführt hatten.

Die Zinsen und der Betrug

Die Zinsen, die die Entwicklungsländer zahlen mußten, hoben die Auslandsverschuldung drastisch um einige Milliarden, ohne daß überhaupt ein Dollar zusätzlich an Krediten aufgenommen wurde, kletterten unaufhörlich. Der Zinssatz war manipuliert, weil in den USA die Hochrüstung zum wichtigsten Wirtschaftszweig geworden war. Um sich dieses Rüstungsbudget überhaupt leisten zu können, wurde alles unternommen, das Kapital der ganzen westlichen Welt magisch anzuziehen. Wo Höchstzinsen winken, steuert auch das Kapital hin. Die unglaublichen Zinskapriolen zur Stimulierung der Rüstung laugten die Entwicklungsländer nicht nur völlig aus, sondern machten sie auch zum Mitfinanzier des Pentagon.

Seit zwei Jahren fallen nun wieder durch die Dollarschwäche die Zinsen, dennoch steigt die Verschuldung der Entwicklungsländer. Obgleich die Banken ihre Kredite drastisch eingeschränkt haben, überschritten die Schulden die Billionengrenze. Heute stellen die Schuld- und Zinsrückzahlungen die Kreditneuaufnahmen in den Schatten. 1986 zahlten die Entwicklungsländer 62 Milliarden Dollar an Zinsen. Rechnet man noch den Schuldendienst und den Abfluß der Profite aus den direkten Auslandsinvestitionen hinzu, so flossen aus den Entwicklungsländern ca. 130 Milliarden Dollar ab. Das ist mehr als das Vierfache der Summe, die 1985 den Ländern als Kredite gewährt wurde.

Welche geheimnisvolle Macht wirkt heute, die das Kapital der westlichen Welt und der Entwicklungsländer nach wie vor in die USA abwandern läßt, obgleich die Zinsen sinken und der Dollar alles andere als stabil ist? Der Dreh ist nicht weniger schmutzig, als es zuvor der Trick mit den überhöhten Zinsen war. „Die amerikanische Regierung hat den internationalen Steuerbetrug in einem bisher nicht dagewesenen Ausmaß gefördert, um billig an Mittel zur Finanzierung ihrer Defizite zu gelangen", schrieb die westdeutsche „Wirtschaftswoche". Noch immer reißt die Hochrüstung Riesenlöcher ins amerikanische Haushaltsbudget. Um diese zu stopfen, wird dem Fremdkapital die Besteuerung erlassen. Als Folge dieser Taktik fließt das internationale Kapital, auch aus den Entwicklungsländern, weiterhin in die USA.

Welcher Mechanismus ist hier in Gang gekommen, der die armen Länder zum „Kapitalexporteur" werden ließ? Die Antwort darauf offenbart den Hintersinn der imperialistischen Kreditpolitik. Von Beginn an war weder den USA noch den Banken daran gelegen, eine demokratische Umgestaltung der internationalen Wirtschaftsbeziehungen einzuleiten. Abhängigkeitsverhältnisse sollten geschaffen werden, und diese ließen sich am besten bewerkstelligen, wenn die Kredite nicht den ökonomischen und sozialen Planungen der Staaten zugute kamen, sondern in den Privatsektor geschleust wurden. Mit einigen Ausnahmen floß das Geld in die Investitionen transnationaler Konzerne. Das sah dann ungefähr so aus: Ford errichtete in Mexiko ein Automontagewerk, dessen Erzeugnisse für den Export in die USA und nach Kanada bestimmt sind. Aus dem Devisenerlös erhält Mexiko einen bestimmten Anteil. Doch zuvor mußte das Land einen Kredit aufnehmen für den Werkbau, für die Anschaffung der Montage- und Einzelteile sowie für eine Erdgasleitung als Energieträger. Das Risiko, daß eine Krise auf dem Automarkt – wie schon oft gehabt – die Bänder stillegt, trägt nicht der US-Konzern, sondern Mexiko allein. So sieht im wesentlichen das Prinzip dieser Hilfe aus. Die Banken und Multis schöpfen aus drei Quellen: durch Kassierung der Kreditzinsen, durch Ausfuhr der Profite aus den Direktinvestitionen und durch die Einnahmen aus den Warenlieferungen.

Produktion und Markt beherrschen die Multis, die großen Haie unter den internationalen Konzernen, fast vollständig. Gerät ein Land in Zahlungsschwierigkeiten, bieten die Banken großzügig einen Schuldennachlaß, wenn ihnen als Garantie staatliche Betriebe und Dienstleistungssektoren überlassen werden. Auf diese Art hat man sich schon eines großen Teils des Verkehrswesens bemächtigt. Das US-Unternehmermagazin „Fortune" hält diese Form der Privatisierung zugunsten der Multis und Banken für die denkbar beste Schuldentilgung. In diesem Kalkül finden Projekte zur Behebung des sozialen Elends keinen Platz.

Trotz drei Jahrzehnte Entwicklungspolitik sind heute mehr Menschen arm, krank, obdachlos und ungelernt als jemals in der Geschichte der Menschheit.

Aus „Neue Zürcher Zeitung"

Verurteilt diese Entwicklung Regionen und ganze Kontinente zu Armut und Elend, dann werden soziale Explosionen größten Ausmaßes, Krisen und Kriege programmiert. „Auch von diesem Standpunkt aus steht der Kapitalismus vor einer harten Wahl: es bis zur Explosion kommen zu lassen oder den Gesetzen einer wechselseitig zusammenhängenden und ganzheitlichen Welt Rechnung zu tragen, die einen Interessenausgleich auf gleichberechtigter Grundlage verlangt", sagte Michail Gorbatschow auf der Feier zum 70. Jahrestag der Oktoberrevolution. Die Praktiken der USA sind bekannt. Sei es, daß man Diktaturen gegen das eigene Volk bewaffnet, wie in Chile, El Salvador und anderswo; sei es, daß man abhängige Länder gegen eine vermeintliche kommunistische Gefahr mit Waffen vollstopft. Das wiederum macht den Waffenexport zum lukrativen Geschäft und läßt ihn sogar als notwendige Hilfe erscheinen. In jedem Fall werden den Völkern für ihre nationale Entwicklung notwendige Ressourcen entzogen. Allein für diesen Zweck verausgabten Mitte der achtziger Jahre 69 Entwicklungsländer mehr als zehn Prozent ihres Bruttoprodukts, bei 19 Ländern waren es über zwanzig Prozent und weiteren 11 über fünfunddreißig Prozent. Und diese Summen wurden in Ländern aufgebracht, die unter chronischer Ausblutung leiden.

Waffen und der Hunger

Diese Situation könnte durch die Gewährleistung militärischer und ökonomischer Sicherheit aller Staaten beendet werden, durch das internationale Verbot jeder Form der Intervention und durch einen Kodex zur Überwachung unerlaubter ökonomischer und politischer Einmischung der Banken und multinationalen Konzerne. Diese Forderungen sind in der UNO von den Entwicklungsländern des öfteren gestellt worden und hatten in den sozialistischen Ländern einen steten Befürworter. Der Ruf nach weltweiter Abrüstung hat in diesem Forderungskatalog oberste Priorität eingenommen... Nur ein Prozent der jährlichen Weltrüstungsausgaben würden ausreichen, 780 Millionen Hungernde satt zu machen. Mit den Weltrüstungsausgaben eines Jahres könnte man die gesamten Auslandsschulden der Entwicklungsländer begleichen. Es gibt viele beeindruckende Zahlen und Vergleiche dieser Art. Auf der UNO-Konferenz über Abrüstung und Entwicklung trafen sich die Vertreter von 149 Staaten nicht nur, um Waffen gegen Hunger hypothetisch aufzulisten. Die moralische Verurteilung der Rüstung und ihrer sozialen Folgen hätten längst nicht die Wirksamkeit, wenn nicht in einem Teil der Welt die Bereitschaft erklärt worden wäre, die Abrüstung radikal voranzutreiben und die freigesetzten Mittel in den eigenen Staaten wie auch in den Entwicklungsländern einzusetzen. Im Mai 1987 legten die Staaten des Warschauer Vertrages in Berlin der Weltöffentlichkeit den Vorschlag vor: „Zur Überwindung der Unterentwicklung und zur Schaffung einer neuen internationalen Wirtschaftsordnung". Auf der Konferenz in New York blieben sie in der Vorreiterrolle, als sie vorschlugen, einen internationalen Fonds „Abrüstung für Entwicklung" einzurichten, über den ein Teil der frei werdenden Rüstungsmittel für dringende Projekte in den Entwicklungsländern verwendet werden sollen.

Appell an die Vernunft

Die allgemeine und vollständige Abrüstung wird ein langwieriger Prozeß sein. Doch wie kann der Verschuldungskrise heute begegnet werden? Hierüber bestehen die unterschiedlichsten Vorstellungen. Die „Citycorp", die durch ihre Kreditpolitik zu einer der mächtigsten US-Banken wurde, sprach nicht für alle Krediteure, als sie zu verstehen gab, daß sie von ihrer harten Finanzpolitik keinen Schritt abweichen werde. Diese Haltung würde, so fürchten andere Finanziers, die Entwicklungsländer dazu verurteilen, die Schuldenzahlung einzustellen.

Zwischen den billionenschweren Schulden dieser Länder und dem Wachstum der USA-Militärausgaben um mehr als eine Billion Dollar im letzten Jahrzehnt besteht ein eindeutiger Kausalzusammenhang.

Michail Gorbatschow, Generalsekretär des ZK der KPdSU

Der ehemalige venezolanische Finanzminister Leopoldo Diaz Bruzual: „Sind die Schulden Lateinamerikas zu bezahlen? Ja! Sind die Schulden Lateinamerikas unbezahlbar? Ebenfalls ja." Der Finanzexperte sprach auf paradoxe Art das Entscheidende an: Die von den Banken festgelegten Bedingungen – kurzfristige Kredite zu überhöhten Zinsen – sind untragbar; jedoch Kredite mit langen Laufzeiten (40 bis 50 Jahre) und festen unwandelbaren Zinsen (bis zu sechs Prozent) und einer Rückzahlungsmodalität von höchstens zwanzig Prozent der Exporteinkünfte könnte den Schuldendienst auf eine neue Grundlage stellen. Bruzual appellierte an die Vernunft der Kreditgeber, ihre eigene ökonomische Basis nicht zu gefährden, denn eine rücksichtslose Ausbeutung der Entwicklungsländer würde auch auf die Industrieländer zurückschlagen. Das ist der Punkt, den auch Michail Gorbatschow anspricht, wenn er erklärt, daß der Imperialismus ohne die Ressourcen der Entwicklungsländer nicht mehr leben kann, jedoch eine weltweite Explosion riskiert, wenn er nicht endlich lernt, sich diese Ressourcen durch einen gerechten Austausch und faire Partnerschaft zu erringen. Diesen Weg zu gehen, muß der Imperialismus gezwungen werden, es ist der Weg zu „einem Interessenausgleich auf gleichberechtigter Grundlage". Dann bekäme die Entwicklungshilfe ihren vollen Sinn. Die sozialistischen Länder haben mehr als einmal ihre Vorstellung von einer gerechten Weltwirtschaftsordnung dargelegt und ihre Beziehungen zu den Entwicklungsländern auf dieser Grundlage aufgebaut. „Abrüstung für Entwicklung" soll dieses Konzept stärken und stützen und wird von allen Entwicklungsländern, gleichgültig, ob sie der kapitalistischen oder sozialistischen Entwicklungsrichtung den Vorzug geben, unterstützt.

Sport '87 auszugsweise

Neun Streifzüge in Bild und Wort nebst einer Bemerkung

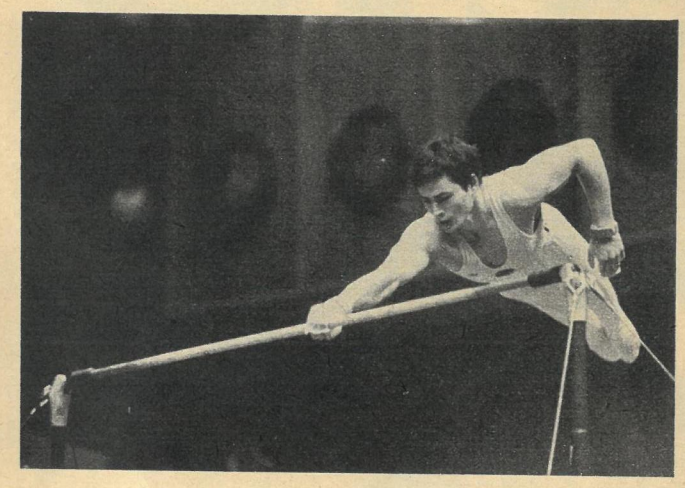
FEUERWERK – entzündet vom Moskauer Eistanzpaar Natalja Bestemjanowa/ Andrej Bukin, das zum dritten Mal in Folge Weltmeister geworden ist und nun in Calgary Olympiasieger werden will. Auf dem Eis ein Herz und eine Seele, voller Harmonie und Leidenschaft, haben beide im Leben ihr Herz woanders verloren. Andrej feiert im Olympiajahr zehnten Hochzeitstag, und es ist noch gar nicht so lange her, da die emotionsgeladene Natascha mit dem ehemaligen Europameister Igor Bobrin zum Standesamt ging. Es geht, man mag's nicht glauben, auch ohne „Liebe auf dem Eis"...

Wer ist jetzt, am Ende des Jahres '87, allenthalben der Herkules? Der 32jährige Leonid Taranenko aus Minsk, der eine 265-kg-Scheibenhantel vom Boden aufhob, über seinen Kopf wuchtete und dort oben, vorschriftsmäßig, mit gestreckten Armen sekundenlang in der Balance hielt? Oder ist das etwa der gleichaltrige baskische Fleischermeister Inaki Perurena? Der hat mit bloßen Händen einen 303 Kilo schweren Felsbrocken zuerst auf den Oberschenkel, dann auf die Schulter gehievt, ist dabei aus der Hockstellung aufgestanden und als Alle-Kategorien-Weltrekordler ins Logbuch des „Arrijotxajales" eingegangen – so nennt sich dieser bodenständige Sport im ehemaligen Königreich Navarra. Eine Adlershofer TV-Superfrau ist die Eisschnelläuferin Karin Kania nun erst recht. Sie wurde heuer zum zehnten Mal Weltmeisterin und eine Zeitlang hatte sie auch a l l e Weltrekorde inne! Super(b) ist freilich auch die Kunstlauf-„Maria" Katarina Witt, dieweil sie auf US-amerikanischem Eis wieder zur Donna assoluta aufstieg und so schön, wie sie nun einmal ist, aus allen Zeitungskiosken am Broadway lächelte. Und wer war im Gegensatz zu ihr der einsamste Triumphator des Jahres? Doch wohl der polnische Ingenieur und Bergsteiger Jerzy Kukuczka, der vom Sisha Pangma, seinem vierzehnten von 14 Achttausendern, herabgestiegen kam und sagte, man solle deswegen nicht soviel Aufhebens machen. Schließlich: Hatte 1987 auch das Wort Perfektion einen Familiennamen? Womöglich den der bulgarischen Sportgymnastin Panowa? Die ist in Warna achtmal auf- und achtmal mit der höchstmöglichen Punktzahl wieder abgetreten! „Wenn aber alles perfekt, also vollkommen, vollendet wäre und es nichts Besseres mehr gäbe, könnten wir uns zur Ruhe setzen", sagt die ebenfalls weltmeisterliche Trainerin Neschka Robewa. „Was wir aber nicht tun..."

Sport '87 auszugsweise

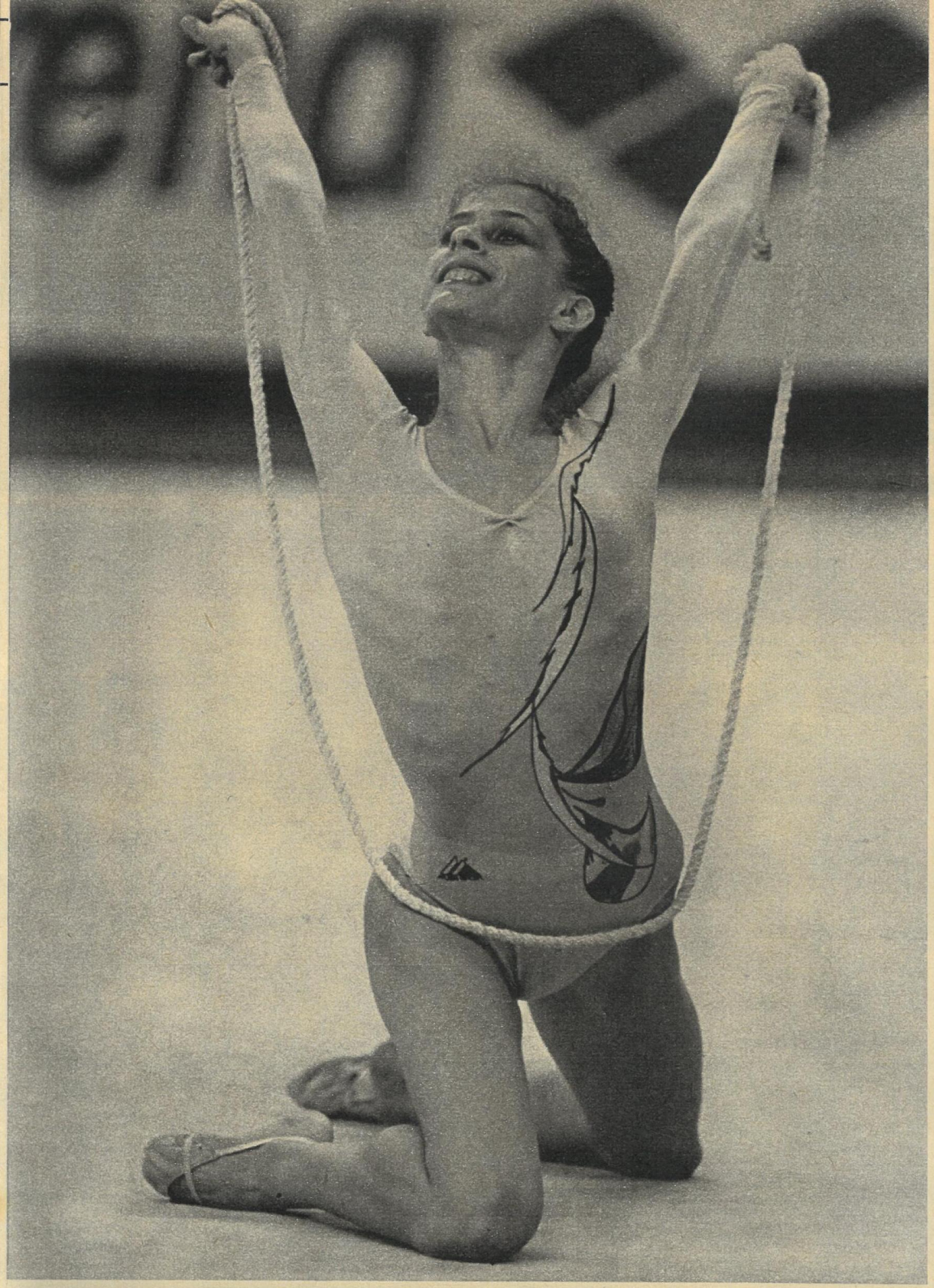
DIE „GRANDE DAME“ (rechts): Das ist Karin Kania im Eisschnellauf. Zum zehnten Mal Weltmeisterin und mit drei olympischen Siegen sowie insgesamt 70 Medaillen bei Olympia, Welt- und Europameisterschaften, ist die 26jährige Dresdnerin erfolgreichste Eisflitzerin aller Zeiten. Nach der Geburt ihres Sohnes Sascha zeigte sie aller Welt, daß sportliches Können nicht verlorengeht, wenn man mal Pause gemacht hat, Mama und das Kind Mittelpunkt des Lebens geworden ist.

PHÖNIX AUS DER ASCHE (unten): Das Moskauer Turngenie Dmitri Bilosertschew kam (nach zwei Jahren Zwangspause), sah und siegte (viermal!). Sein Weltmeisterschafts-Auftritt von Rotterdam glich der triumphalen Heimkehr eines verlorenen Sohnes. „Reifer, weiser, verantwortungsbewußter als früher, gleichwohl noch immer ein Maximalist“ (so sein Trainer Alexander Alexandrow), turnte „Dimo“ vor allem am Reck schöner als schön – einarmige Riesenfelgen wie aus dem Lehrbuch.



DER NEUE „KÖNIG DER ATHLETEN“ (unten): Im Stadio Olimpico von Rom und dort auf Rafer Johnsons Spuren wandelnd, wurde der Schweriner Modellathlet Torsten Voss Zehnkampf-Weltmeister und vergrub, als alles zu Ende war, das Glück in seinen Händen. Er hatte nicht nur Thompson, Hingsen und Wentz die Stirn geboten, sondern auch – „mit einem Lächeln“ – den Wetterkapriolen getrotzt, die beim 400-m-Lauf mit einem Wolkenbruch die Bahn unter Wasser setzten und auf der Geraden das Ziel kaum mehr zu sehen war.

EINE HELDENTAT (oben): Der handgreiflich nahe DDR-Sieg bei den Six Days stand plötzlich noch einmal auf des Messers Schneide, als beim Halali die Habliter-MZ ihren Piloten Jens Grüner aus dem Sattel warf. Sturz und Beinbruch. Doch über sich selbst siegend, bewahrte Grüner die Erfolgschance seines Sextetts. Hinterm Ziel von Jens Thalmann und Uwe Weber aufgefangen, genoß er trotz Schmerzen „den glückvollsten Augenblick“ seiner Laufbahn.



DIE „MISS 10“ (links): Die bulgarische Sportgymnastin Bianka Panowa ist für die erfolgsgewohnte Trainerin Neschka Robewa „das größte Talent, das ich in meiner jetzt zehnjährigen Amtszeit hatte“. Was Wunder bei dieser unglaublichen Weltmeisterschafts-Vorstellung von Warna ’87: Von Anfang bis Ende nichts anderes als Höchstnote 10! Erst 17jährig, hantierte Bianka mit Reifen, Ball, Keulen und Band wie einst Rastelli. Den emotionsgeladenen Zuschauern stockte der Atem.

DER GOLDGRÄBER (unten): Frank-Peter Roetsch, im flachländischen Güstrow geboren und auf der zugigen Zinnwalder Höh’ zum dreifachen Biathlon-Weltmeister 1987 entwickelt, hat am Mount van Hoevenberg von Lake Placid buchstäblich alles Gold ausgegraben. Und das trotz Stockbruchs im 20-km-Rennen und trotz Skibruchs beim 10-km-Handicap – in der Staffel dann als Turm in der Schlacht. Die paar Fahrkarten beim Schießen machte er als Schlittschuhschritt-Läufer der Extraklasse vergessen.

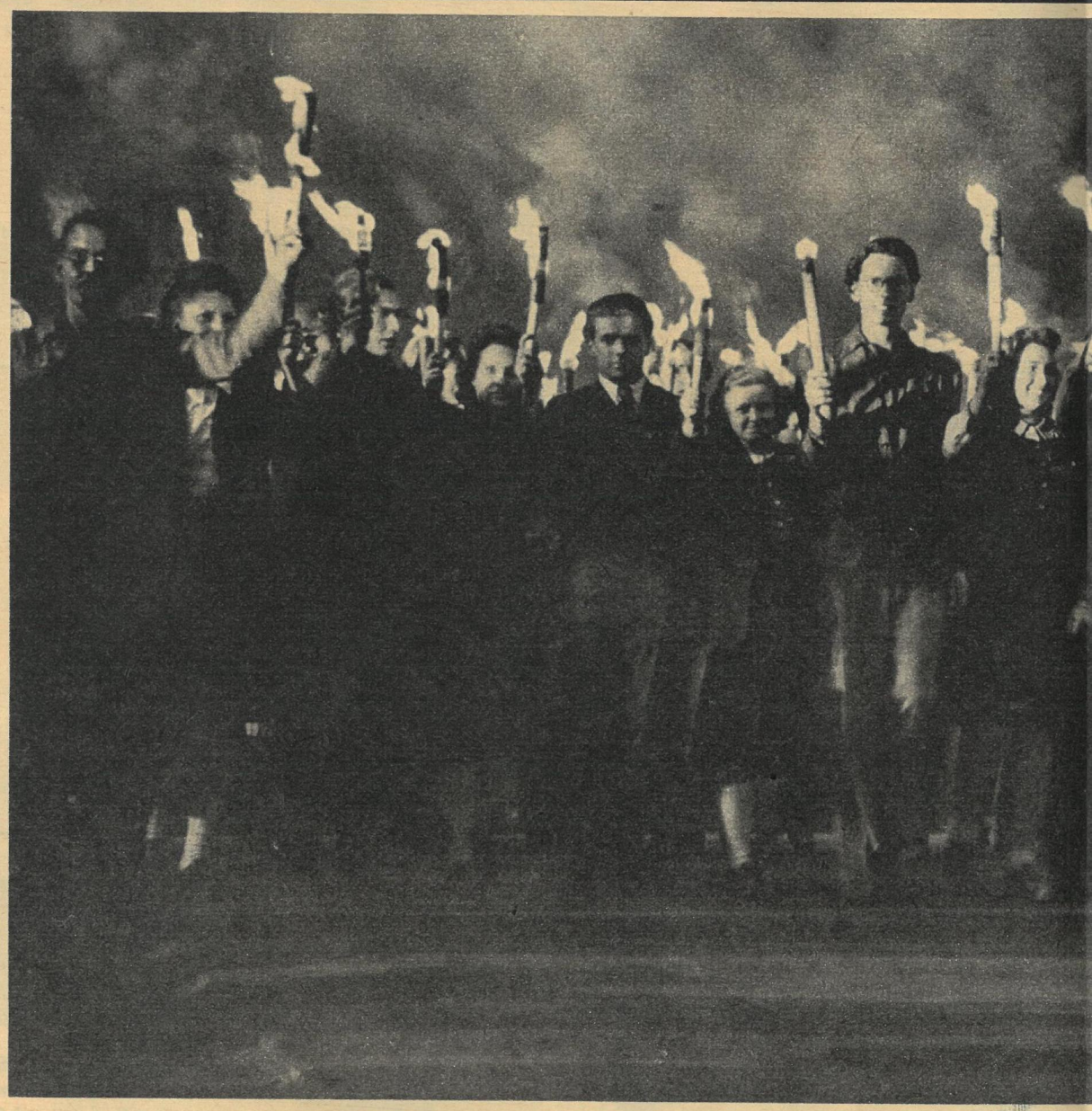
DER ALLEINUNTERHALTER (oben): Eine zutreffende Bezeichnung für Sergej Bubka aus Donezk, der (mit jetzt 6,03 m) noch immer einziger Sechs-Meter-Stabhochspringer der Welt und nun auch (nach sage und schreibe nur zwei Versuchen) zum zweiten Male Weltmeister geworden ist. Eine Pressestimme aus der Schweiz: „Er scheint nur noch gegen den Himmel anzukämpfen, für andere Konkurrenten liegt er außer Reichweite.“ Bubkas stärkste Waffen: Konzentration, Anlaufgeschwindigkeit, Technik.

DIE GROSSE SCHAU (links): 70 000 im Leipziger Zentralstadion, und bis zum letzten Mann nur Leute, die vom Sport auch etwas verstanden. Sie erlebten den 78,90-m-Speerwurf-Weltrekord der Jenaerin Petra Felke, der jetzt zu den attraktivsten der Leichtathletik gehört. Der Jubel mit dem synkopischen Chorgesang „7 – 8 – 9 – 0 – Klasse!“ war unbeschreiblich. Und als Zutat gab’s eine Ehrenrunde, angezettelt von einer ganz anderen Fakultät – von Fußballjungen der Spartakiade.

Redaktion: Hans Richard Vollbrecht. Fotos: Dmitri Aserow, Christoph Höhne, Frank Wegener (3), Nowosti, Eberhard Thonfeld, ZB/Kluge, Klaus Geißler

Eine Beitragsfolge
von Jürgen Jessel (Schluß)

DIE WI



Wer dabei war, wird diesen kühlen Abend im Oktober 1949 nicht vergessen. Singend und ihre Fakkeln schwenkend, feierten Zehntausende junge Menschen auf der Straße Unter den Linden die Gründung eines neuen deutschen Staates, wie es ihn nie zuvor gegeben hatte. Ahnten sie, wie viele Steine auf dem Weg lagen, den sie einschlugen? Auf der Tribüne vor der Universität stand ein weißhaariger, alter Mann, und es mag wohl sein, daß seine Gedanken zurückliefen in vergangene Zeiten und voraus in die Zukunft, für die er sein Leben lang gearbeitet hatte.

Hier auf dieser Straße war im März 1848 Preußens König geritten, die verachtete schwarz-rot-goldene Schärpe umgeschlungen, weil die Revolution für einen historischen Atemzug stärker war als die herrschende Gewalt; hier hatten im November 1918 revolutionäre Arbeiter patrouilliert, die es „wie die Russen" machen wollten; hier hatten am 30. Januar 1933 Hitlers Terrortrupps den ersten Tag ihres Reiches bejubelt, das tausend Jahre dauern sollte.

Und hier stand nun Wilhelm Pieck, gelernter Tischler, seit wenigen Stunden erster Präsident des ersten deutschen Staates, der entschlossen war, auf die Arbeiter und nicht auf die Bankiers, auf die Bauern und nicht auf die Junker zu vertrauen. In seiner Antrittsrede hat Wilhelm Pieck, wie es seine nüchterne Art war, den lapidaren Satz von der Wende der deutschen Geschichte geprägt.

In eben dem Saal, und das war ganz gewiß kein Zufall, in dem Hitlers Feldmarschall Keitel, der in Nürnberg am Galgen endete, im Mai 1945 die bedingungslose Kapitulation unterschrieben hatte, empfing Armeegeneral Tschuikow, der Oberste Chef der Sowjetischen Militäradministration, den designierten Ministerpräsidenten Otto Grotewohl, um die Verwaltungsfunktionen der SMAD an die Regierung der DDR zu übergeben. Da existierte die Bundesrepublik Deutschland bereits einige Wochen. Als die Hohen Kommissare der Westmächte Herrn Adenauer von der dortigen CDU zwecks Übertragung einiger Befugnisse empfingen, ordneten sie an, daß der Herr Bundeskanzler den Teppich, auf dem sie selbst standen, nicht betreten dürfe. Adenauer, ein eigenwilliger Charakter, setzte doch wenigstens einen Fuß auf den Teppich, worauf er ganz außerordentlich stolz war. Die Szene in Karlshorst entbehrte solcher Feinheiten. Grotewohl stand die ganze Zeit mit beiden Füßen auf dem Teppich.

Am Rande der Ereignisse gab es auch Wortmeldungen von außerhalb. Das hörte sich so an: „Die Agonie der Zone hat begonnen. Bald wird ihr Tod eintreten." Frommer Wunsch eines Westberliner Blattes. Die „Zone": das waren wir. Unterdessen sind nun bald vierzig Jahre vergangen.

„Diese sogenannte DDR", prophezeiten die „Ruhr-Nachrichten" im Herbst 1949, „... wird das Jahr 1950 kaum er-, geschweige denn überleben." Falls die „Ruhr-Nachrichten" überlebt haben, wird ihnen nicht entgangen sein, daß der Staatsratsvorsitzende der DDR im September 1987 inmitten des Ruhrgebiets die allseits bekannte Villa Hügel besucht hat.

Und was stand im Oktober 1949 in den hiesigen Zeitungen? Daß seit Kriegsende 223 380 Heimkehrer nach Berlin zurückgekehrt sind; daß die Sowjetische Militärverwaltung ihre Zentralkommandantur für die Regierung der DDR räumen wird; daß als erste Teillieferung der Winterkartoffeln 20 Kilo auf Abschnitt S 86 L der Lebensmittelkarten ausgegeben werden und zwar zu Vorjahrspreisen; daß eine finnische Regierungsdelegation zu Verhandlungen über einen neuen Handelsvertrag in Berlin eingetroffen ist; daß in Westberlin 253 000 Arbeitslose und 72 000 Kurzarbeiter registriert sind; daß in den ersten neun

ENDE

Unter den Linden: Trümmer beseitigt

Armeegeneral Tschuikow übergibt die Verwaltungsaufgaben der Besatzungsmacht an die Regierung der DDR (rechts: Ministerpräsident Otto Grotewohl).

Oktober 1949: Fackelfeuer für die neue Republik

Monaten des Jahres 198 Klassenräume wiederhergestellt wurden.

In seiner ersten Rede als Ministerpräsident, die er selbstverständlich vor Arbeitern hielt, sagte Otto Grotewohl: „Die Lehre, man müsse erst mehr essen, um mehr arbeiten zu können, hat sich als Falschlehre erwiesen. Unsere Regierung ist eine Regierung der Arbeit und nicht der leeren Worte." Man sieht, es wurde nicht betäubender Fusel, sondern reiner Wein ausgeschenkt: Man kann nur soviel verzehren, wie man zuvor erarbeitet hat. Dabei ist es geblieben. Was die DDR geworden ist, das ist sie – unvergessen der freundschaftliche Beistand der Sowjetunion – aus eigener Kraft geworden.

Die „Ideen" zu den beiden deutschen Möglichkeiten, die 1949 staatliche Gestalt annahmen, sind nicht vom Himmel gefallen, auch nicht von den Besatzungsmächten „erfunden" worden. Die DDR kommt von Marx und Engels her, die Bundesrepublik Deutschland von dem Wunsch der Bourgeoisie, ihren Besitzstand zu sichern.

Wie schon einmal 1918 bot sich nach Hitler die Chance, endlich zu begreifen, woher das Unheil gekommen war, und die Wurzeln auszureißen. Keine Halbheiten also, sondern tiefer Schnitt, Bruch mit der Vergangenheit. Die DDR hat diese Chance genutzt. Sie kann und will sich nicht aus der deutschen Geschichte davonstehlen. Wohl aber hat sie sich immer zu der Notwendigkeit bekannt, mit jener Kontinuität zu brechen, die Deutschlands Misere verewigte. Nicht daß es, vom Bauernkrieg bis zum antifaschistischen Widerstand, an Mut zu Wagnis und Opfer, an Streitern für die schönen Ideen gefehlt hätte, die wohl Spuren in der Geschichte hinterließen, auch Einfluß auf den Lauf der Dinge nahmen, niemals aber die Macht besaßen, das Wesen deutscher Staaten von Grund auf zu verändern.

„Der Krieg", so Johann Gottfried Herder schon vor fast zweihundert Jahren in seinen „Briefen zur Beförderung der Humanität", „wo er nicht erzwungene Selbstverteidigung, ...ist ein unmenschliches, ärger als tierisches Beginnen..."

Dagegen Treitschke, der preußische Historiker: „Wer die Geschichte kennt, der weiß auch, es wäre geradezu eine Verstümmelung der menschlichen Natur, wenn man den Krieg aus der Welt schaffen wollte." Oder Moltke: „Der ewige Friede ist ein Traum, und nicht einmal ein schöner, und der Krieg ein Glied in Gottes Weltordnung." Moltke war 1914 des letzten deutschen Kaisers Generalstabschef.

Mit Herder, gegen den menschenfeindlichen Wahnwitz des Krieges, Bruch und Bewahrung, das war stets und bleibt der historische Beruf dieser deutschen Republik. So verstand sich die DDR von ihrem ersten Tag bis auf den heutigen: den Frieden als den natürlichen Zustand des Menschengeschlechts betrachtend, entschlossen, ihn mit aller denkbaren Macht auszurüsten.

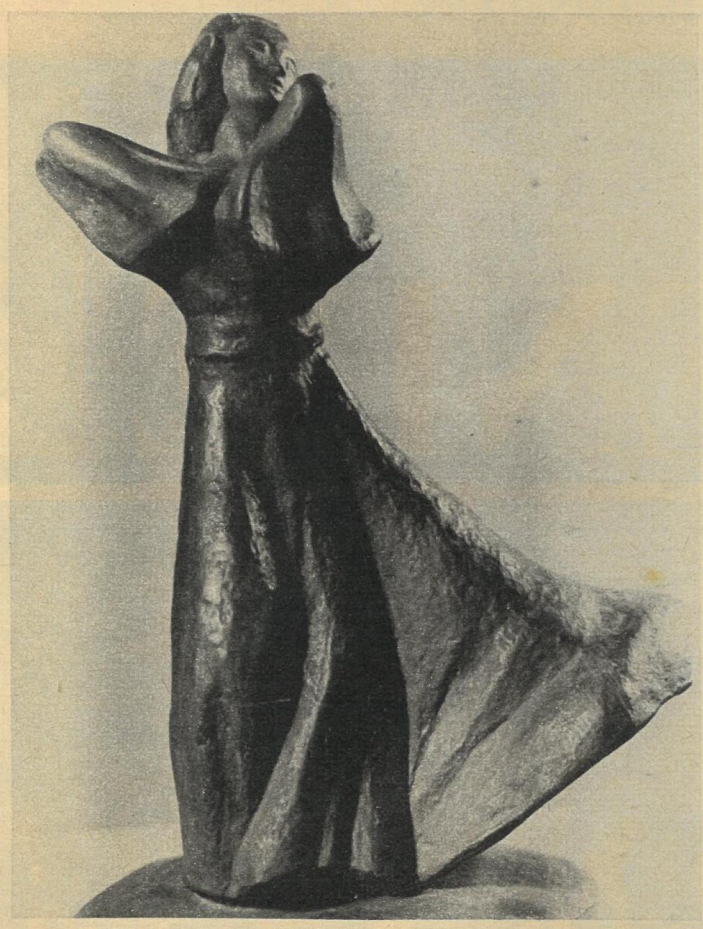
Fotos: ADN/Zentralbild (2), Kemlein (1)

Junge Frau von 1987

Bilder, die sich dir einprägen, Biographien, die du nicht vergißt… Primaballerina Jutta Deutschland gab im Fernsehfilm „Die Erste Reihe“, nach Stephan Hermlins gleichnamigem Buch, der berühmten Ausdruckstänzerin Oda Schottmüller Stimme und Gestalt. Es war mehr als nur eine Rolle, bedeutete politisches Bekenntnis und Auseinandersetzung mit der Vergangenheit; befragte auch nach eigener Befindlichkeit in der Gegenwart.

Große Augen, dunkel auch das Haar. Ein wenig ähnelt die junge Frau von 1987 sogar jener, die sie im Film verkörperte, doch das habe es ihr nicht etwa leichter gemacht, die Persönlichkeit der vielseitig begabten Künstlerin darzustellen, die sie seit langem anziehe…

Oda Schottmüller, 1905 in Posen geboren, war im humanistischen Geist der Odenwaldschule erzogen worden. Sie studierte an der Kunstgewerbeschule in Frankfurt am Main und 1928 an der Berliner Kunsthochschule Bildhauerei, besuchte eine Gymnastik- und Tanzschule, legte die Prüfung als Lehrerin ab. 1931 schloß sich Oda Schottmüller der in der Berliner Volks-



Primaballerina Jutta Deutschland von der Komischen Oper Berlin. In ihrer ersten Filmrolle verkörpert sie die antifaschistische Künstlerin Oda Schottmüller, die als Tänzerin (links im Filmfoto unten) wie als Bildhauerin bekannt war. Die Bronze „Tänzerin“ (Foto rechts) von Oda Schottmüller.

bühne auftretenden Gruppe junger Tänzerinnen an. In den folgenden Jahren wurde sie als Bildhauerin bekannt – ihre Plastiken standen in Ausstellungen – und berühmt als eigenwillige Interpretin des Ausdruckstanzes, den sie mit selbst modellierten phantastischen, farbigen Masken darbot – Gestalten eines Traumlandes. Doch übersah sie nicht, was außerhalb ihres Ateliers geschah. Widersetzte sich dem Faschismus und suchte den Weg zu oppositionellen, zu kommunistischen Künstlern. In den Kriegsjahren 1941/42 stellte sie ihr Haus der Widerstandsorganisation „Rote Kapelle“ zur Verfügung, hier trafen sich Harro Schulze-Boysen, Dr. Arvid Harnack, Walter Husemann und andere, von hier funkte auch Hans Coppi seine Informationen in die Sowjetunion. September 1942 wurde Oda Schottmüller von der Gestapo verhaftet und ein Jahr später im Zuchthaus Plötzensee hingerichtet. „Sie war achtunddreißig, eine schöne Frau, aus dem Leben, den Träumen gerissen… es traf meinen Nerv.“ Sagt Jutta Deutschland.

Worte, die im Raum hängen wie der Rauch unserer Zigaretten.

Wir sitzen bequem, in schönen Sesseln, von Büchern und hübschen Dingen umgeben, reden. Die jüngste Primaballerina Berlins – dieser Titel wurde ihr 1986 verliehen – fühlt sich mit jeder neuen Arbeit herausgefordert, Beobachtungen im Alltag braucht sie ebenso wie Anregungen aus der Literatur, der Musik, dem Film. In der Tanzdarstellung, findet sie, führen viele Spuren auch zum Schauspiel hin, „ich persönlich profitiere von guten Schauspielern.“

Aus der Gruppe auf Spitzen bis zur Spitze des international renommierten Tanztheaters der Komischen Oper Berlin, eine wohlbehütete Tochter, die 1976 in „Die schlecht behütete Tochter“ ihr solistisches Debüt gab. „Wenn Sie wüßten, was ich für ein Junge war, in kurzen Hosen alle Bäume rauf und runter, und nur ein Zufall, daß ich in Bad Freienwalde in den Ballettzirkel geriet…“ Entdeckung: Tanzen macht Spaß!

Das überdurchschnittliche Talent der zierlichen Person mit der nicht zu bremsenden Energie fiel schon während der siebenjährigen Ausbildung an der Berliner Staatlichen Ballettschule auf, sie kam in die Förderklasse und wurde für ein halbes Jahr ans Moskauer Bolschoi Theater geschickt. Studieren, probieren, abgucken, unterrichtet von der legendären Uljanowa, der berühmten Semjonowa, der genialen Plissezkaja. Erkenntnis: Eiserne Disziplin, Ehrgeiz, Fleiß, Training bis zu Schmerz und Tränen – Tanzen macht trotzdem Spaß!

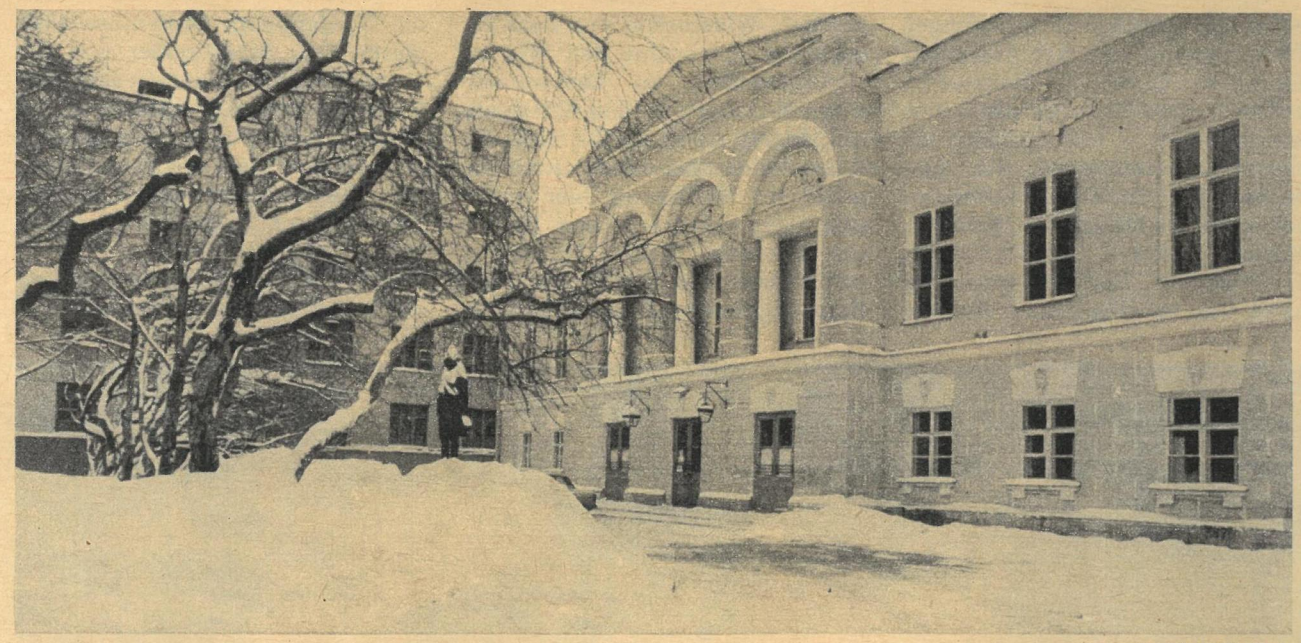
So formten sich Persönlichkeit, Ausstrahlung und Wandlungsfähigkeit, die Kunst der Deutschland, sich tanzend menschlich mitzuteilen. „Ich glaube nicht, daß die Leute wegen einer perfekten dreifachen Pirouette ins Theater gehen, sie wollen sich mit Phantasie auftanken, in ihren Gefühlen bestärkt werden.“ In dem eigens für sie von Tom Schilling choreographierten phantastischen Ballett „Hoffmanns Erzählungen“ erlebte sie als Stella, Olympia, Guilletta, Antonia den bisher größten Erfolg. „…da stehst du ausgemergelt, erschöpft vor dem Vorhang, und im schönsten Fall toben die Leute. Und am nächsten Morgen stehst du wieder an der Stange im Ballettsaal. In dem Beruf mußt du immer wieder von vorn anfangen…“

Sie will noch viele Rollen, klassische, moderne, und tanzen, solange es dem Publikum gefällt. Sagt sie lächelnd.

Ursula Weil (Text)
Lothar Willmann (Foto)

Zusatzfotos: DEFA/Zillmer, Archiv

Moskau – Metropole voller Unrast und Elan. Eine Stadt, die sich täglich verjüngt und guten Traditionen verpflichtet fühlt. Wir wollen verweilen und in loser Folge Schauplätze mit Geschichte und Geschichten vorstellen, bekannte und weniger bekannte, die die Intimität einer Großstadt ausmachen.



Fotos: V. Billeb, W. Simin

Das Haus der Maria-Anna

„Anna war nicht in Lila erschienen... sondern in einem schwarzen, tief ausgeschnittenen Samtkleid, das ihre vollen, wie aus altem Elfenbein geschnittenen Schultern, die Büste und die rundlichen Arme mit ihren winzig-zierlichen Handgelenken freiließ. In ihrem schwarzen Haar... hatte sie ein paar Stiefmütterchen... Auffallend waren die kurzen eigenwilligen Löckchen, die... sie so gut kleideten. Um ihren festen ebenmäßigen Hals schmiegte sich eine Perlenkette...“ (Lew Tolstoi „Anna Karenina“). Das Vorbild Maria Hartung (links) und Tatjana Samoilowa als Filmnachbildung der Anna Karenina (unten).

Im Sommer verschwindet das Haus Nr. 25 a in der Uliza Worowskowo in vornehmer musealer Zurückgezogenheit fast völlig hinter dem üppigen Laubwerk. Im Winter allerdings bieten die kahlen Bäume nur ein recht dürftiges Versteck. Wir lassen uns von der strengen Empire-Schönheit nicht einschüchtern, entzünden kurzerhand die kunstvollen Eingangslaternen, stekken Fackeln in den Schnee, lassen Kutschen vorfahren und bewundern die Eleganz der sich etwas verspätenden Damen und Herren, die erwartungsvoll ins Haus eilen. Hinter den hell erleuchteten Fenstern erklingt gerade eine Mazurka, und die Schatten geraten in Bewegung. Treten wir schnell näher, um wenigstens etwas von den unerhörten Neuigkeiten zu erhaschen, die

das Geraune und Getuschel so einer rauschenden Ballnacht der Moskauer Gesellschaft verheißen. Langweilig wird es garantiert nicht – Hausherr und Gastgeber ist niemand anders als Fürst Sergej Gagarin, der, kurz nachdem er dieses Haus bezog, zum Direktor der Kaiserlichen Bühnen von Moskau ernannt wurde. Man munkelt, er habe sich mit seinem neuen Domizil etwas übernommen, das soll uns jedoch nicht abhalten, das pikante Theatervölkchen etwas näher unter die Lupe zu nehmen. Diskret, versteht sich. Und das Haus muß man schließlich auch gesehen haben! Der Fürst hatte eines der ältesten Anwesen der Powarskaja vom Gardeoffizier Nikolai Murawjew erworben. Damals war es noch die Straße der Köche, weil hier ursprünglich die kulinarische Leibgarde des Zaren siedelte. Nach dem großen Brand von Moskau im Jahre 1806 blieben allerdings nur noch die Grundmauern brauchbar. Und darauf sollte nun so ein junger Schweizer Architekt aus dem Tessin ein Herrenhaus mit Hippodrom und den dazugehörigen Pferdeställen und Gesindehäusern errichten. Dieser Dominico Gilardi war noch recht jung, aber wohl der begabteste einer Architektenfamilie. Immerhin wird man später, nach über zwanzig Jahren Arbeit in Moskau, von einem der Väter des „Moskauer Empire“ sprechen. Aber zurück zum Haus des Fürsten. 1827 übergibt es Gilardi, zwar etwas kompakt, doch geräumig und schön in der klassischen Gliederung geraten. Und die Freitreppe mit dem eigens gefertigten Gitterwerk – einfach grandios! Nun, es sollte allen Anforderungen des fürstlichen Theaterdirektors gerecht werden. Und wir wetzen auch nicht die Zungen darüber, daß er sein Moskauer Anwesen nach Rücktritt in den Ruhestand versetzen mußte, um seinen recht beachtlichen Schuldenberg abzutragen. Schulden sollten allerdings noch einmal im Reigen der Bewohner eine tragische Rolle spielen.

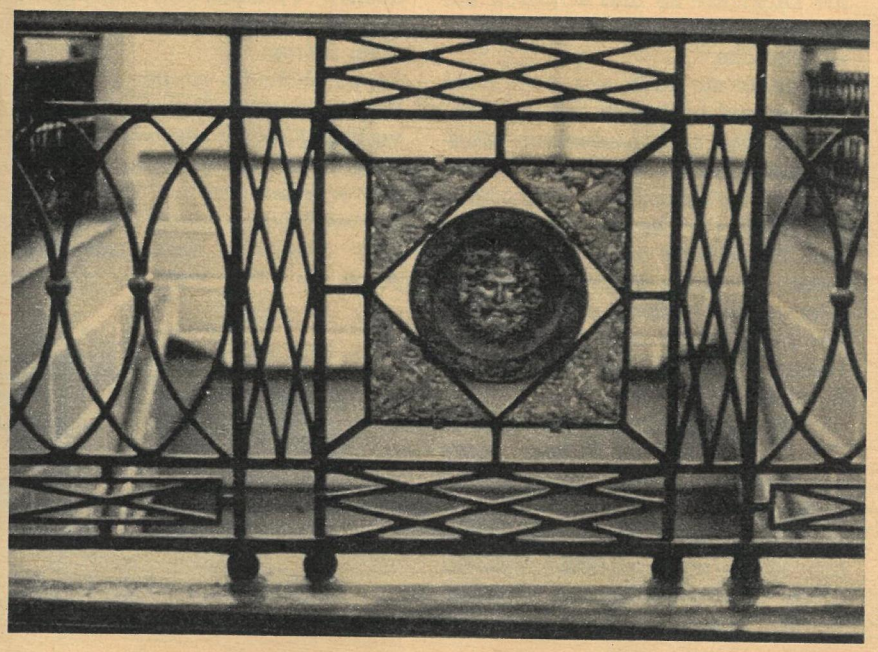
Überspringen wir einige Jahre und Besitzer. Inzwischen ist die Verwaltung staatlicher Gestüte Eigentümer des Hauses mit Reitbahn, und es dient dem Leiter der Moskauer Abteilung als Büro und Wohnung. 1875 wird mit diesem Amt der Kavallerieoffizier Leonid Hartung aus Tula betraut, und er bezieht mit seiner bemerkenswert schönen Frau das neue Domizil in der Straße der Köche. Es ist Maria, eine Tochter Alexander Puschkins und seiner Frau Natalia. Betrachten wir Makarows Porträt von Maria aus dem Tolstoi-Museum, sehen wir zuerst die frappierende Ähnlichkeit, die erstaunliche Harmonie aus den Zügen beider Eltern. So soll sie Lew Tolstoi auf einem Ball in Tula gese-

hen haben. Ihre etwas fremdländischen Gesichtszüge, das charakteristisch gewundene Haar, ihre kleinen Hände und die natürliche Anmut – Tolstoi, so will man wissen, war begeistert und sprach viel mit der Tochter des Poeten. 1870 berichtet er in einem Gespräch in Jasnaja Poljana: „Es war gerade so wie jetzt, nach dem Mittagessen; ich lag allein auf diesem Diwan und rauchte. Dachte ich angestrengt nach oder kämpfte ich mit dem Schlummer, ich weiß es nicht mehr; doch auf einmal tauchte vor mir der entblößte Ellenbogen eines eleganten aristokratischen Frauenarms auf. Ich begann diese Vision unwillkürlich schärfer zu betrachten. Vor mir erschien eine Schulter, ein Hals und schließlich die ganze Gestalt einer schönen Frau im Ballkleid, die mich aus ihren traurigen Augen wie bittend anschaute. Die Erscheinung verschwand, aber ich konnte mich nicht von ihrem Eindruck befreien. Sie verfolgte mich Tag und Nacht; und um mich ihrer zu entledigen, mußte ich eine Verkörperung für sie suchen. Das war der Anfang von ‚Anna Karenina'." Nun, Tolstois Frau wußte seinem Sekretär Bulgakow zu berichten, daß diese Vision ihr durchaus irdisches Vorbild in Maria Hartung hatte. Auch deren Schicksal sollte eine tragische Wendung nehmen. Die Übersiedlung von Tula nach Moskau bringt Maria kein Glück. Ihr Mann verfällt immer mehr seiner Spielleidenschaft und verstrickt sich in Schulden. Als gegen ihn Anzeige wegen Betruges erhoben wird, sieht er als Offizier nur eine Lösung – er erschießt sich. Maria Hartung verläßt das Haus. Später beteiligt sie sich bis zur Oktoberrevolution an der Bildung von Volksbüchereien.

Das Haus überstand unversehrt hinter Hecken und Bäumen die Straßenkämpfe der Revolution, beherbergte seit 1918 Schulungskurse von Kommandeuren und MG-Schützen, Reitbahn und Stallungen standen den Dienstkutschen des Rates der Volkskommissare zur Verfügung. Später wird die angenehm verschwiegene Lage für Parteischulungen junger Kommunisten aus allen Ländern genutzt, 1930/31 leben und lernen hier auch Erich Honecker und Anton Ackermann. Die Gemeinschaft internationaler junger Kommunisten gab Erich Honecker nach seinen Worten das Gefühl, in der Uliza Worowskowo ein Heim gefunden zu haben. 1932 wird dann das Haus zum Literaturinstitut „Maxim Gorki" ernannt und nach dessen Tode 1938 zum Institut für Weltliteratur sowie zum Museum und Archiv des Nachlasses von Maxim Gorki. In seinen schönen Sälen wird heute von der reichen Geschichte der russischen und sowjetischen Literatur erzählt. Aber vergessen wir nicht die übermütigen Klänge einer Mazurka und die Augen der Maria!

Lisa Klutschewskaja

Gorki-Plastik von Vera Muchina
Detail der Gilardi-Freitreppe



Gaspar, der Schelm

Gaspar Pérez, der Held des neuen Romans von Gustavo Eguren aus dem Aufbau-Verlag, verläßt vom Hunger getrieben seinen Heimatort in der Sierra Maestra, um sein Glück zu suchen. Wenig kann er auf die Reise mitnehmen. Denn, wo zum Hungern jeder Erdenfleck schlecht und recht scheint, ist sein Dorf Mahlzahns Ruh der schlimmste. Das jedenfalls glaubt Gaspar, als er aufbricht nach Havanna. Wie so viele hat der Held eine ganz bestimmte, ganz persönliche Vorstellung vom Glück. Sie ist von dem geprägt, was er bisher erlebt hat. Glück heißt für Gaspar, um welchen Preis auch immer – Essen zu beschaffen. So verwandelt er sich in der Hauptstadt zu einem Schelm im 20. Jahrhundert. Läßt man sich beim Lesen wie der Held auf die Abenteuer der Suche nach dem Glück ein, so trifft man nicht nur auf einen großen Reichtum an Menschen und ihren Lebenswelten. Wie für Gaspar ist auch für den Leser Geschichte nach Geschichte eine Erfahrung, und aus diesen wird ein Lernprozeß; jede dieser Erfahrungen ist Lebensweisheit aus ganz bestimmter Sicht.

Gustavo Eguren ist ein wunderbarer Erzähler. Niemals verläßt er seinen Helden, um ihm etwa mit Zeigefinger (und uns, den Lesern) hohe Lehren zu erteilen. Das machen die kleinen Gauner in diesem Roman allein. Groß sind sie, in der Erfindungsgabe zu überleben. Beeindruckt hat mich Capitolin, der „große Verkäufer von glücklichen Träumen und schmerzlichem Erwachen" – ein Betrüger mit solcher Menschenkenntnis der mittleren und reichen Welt, daß es unmöglich scheint, von ihm nicht betrogen zu werden. Da ist „Vieldavon", der die Welt des Scheins der vielen Kleinbürger studiert hat. Ich denke an die Welt der Künstler, der armen Poeten, der Prostituierten, der vielen, vielen, die ihre ganz eigene Philosophie und Lebenswahrheit entwickeln und die doch arm bleiben und ihr Leben lang ringen müssen. Phantasie, Vitalität und Energie begegnet man in diesem Roman auf Schritt und Tritt. Sie dienen nur einem, das Leben zu fristen und es mit „Glück" über die Runden zu bringen. Es gibt nicht wenig komische Situationen im abenteuerlichen Leben von Gaspar Pérez, und dennoch gibt es für ihn und den Leser kein befreiendes Lachen, auch keine romantische Verklärung der Armut, der Glückssuche der Hungrigen. Gaspar trägt Wunden davon, die man keinem wünscht, denn Lebenskampf bringt Mißtrauen, Grausamkeit und Härte hervor.

Geschlagen und allein und ohne Aussicht auf Zukunft wird man schließlich auch von solchen benutzbar, die im Roman als Vertreter des Batista-Regimes die gefangenen Gesetzesbrecher in Uniformen stecken, um sie gegen die „eigenen Familien der Armen" einzusetzen. Auch dies geschieht Gaspar, dem Schelmen. Plötzlich bleibt ihm nur ein Ausweg – morden oder fliehen. Wie sein ganzes bisheriges Leben, so ist auch diese Wahl nicht ohne Risiko für sein Dasein. Aber die Wahl bleibt, und so gelangt der Held am Ende zu den Guerrilleros, und auch hier ist der Lernprozeß für ihn noch nicht zu Ende. Rache ist kein gutes Motiv, um für eine andere Welt zu kämpfen. Solidarität mit seinesgleichen, damit allen Künftigen erspart bleibt, was Gaspar im Leben lernen mußte, das ja, das kann ein Motiv sein.

Eva Grünstein

Von Wissenschaftlern, Jägern und Hegern bis in die Größen der Prosaliteratur reicht die Tradition der ungarischen Jagdgeschichten. Das Besondere an Ferenc Zsindelys Erzählungen ist, daß es ihm im Zweikampf zwischen Jäger und Wild hauptsächlich um das Schicksal des Wildes geht. Zsindely lebt sich so vollkommen in die Lebensverhältnisse und Psychologie der Tierwelt ein, daß seine Jagdgeschichten fast nicht mehr wie die Erlebnisse des Jägers, sondern wie die des Wildes wirken – als würde sie das Tier dem Menschen erzählen.

Ferenc Zsindely

Der Fuchs bricht aus

In diesem Jahr schien der Winter durchaus nicht kommen zu wollen. Es goß in Strömen, der Boden war ein Brei, die Wasser stiegen. Jede Furche ein Rinnsal, jeder Graben ein Bach. In den Tälern strich der Wind über Teiche, die Wiesen und Weiden waren zu Seen geworden und die Ackerfelder zu grundlosen Mooren. Dieses Jahr stand im Zeichen eines allgewaltigen Herrn, des Wassers.

Am schlechtesten erging es den Mäusen, die im grundlosen Schlamm und Dreck ersoffen. Wie die Gipfel des Ararat ragten einzelne Feldraine, einige Weideninseln aus der Sintflut.

Auch Weihen zeigten sich kaum. Sie hatten sich in trockenere Landstriche verzogen, wo es feinen Mäusebraten gab. Die Vögel haben es leicht, sie schwingen sich in die Luft und sind über alle Berge. Aber die armen Füchse können sich das mit ihren vier Beinen nicht leisten. Die Füchse sind schlimm dran.

Keine Mäuse. Wenn nur wenigstens der Schnee schon käme. Aber auch der kam nicht. Die Ammern und Meisen waren quietschvergnügt. Die Sträucher voller Beeren, auch die Drosseln wurden satt. Kein Vogel litt jetzt Not. Kein Frost lähmte ihre Flügel, kein Hunger brachte sie von Sinnen. Kaum daß man ein Flugwild zum Schuß bekam. Rebhühner, Hasen, Fasanen lebten wie Gott in Frankreich. Sie waren wachsam, kräftig und flink. Der Hunger zwang sie nicht, die Haut zu Markte zu tragen.

Für sie war der milde Winter ein Segen. Aber für die Füchse war er schlimmer als Schnee und Sturm und Eis. Durchhalten mußten sie aber trotzdem. Leben, leben um jeden Preis: so lautet die Devise. Für jeden. Wenn auch unter Kämpfen und Qualen, mit List, Gewalt und Gemeinheit, als feiger Wicht – aber leben! Not kennt kein Gebot!

Bis dahin ging es noch irgendwie. Besonders in den Wäldern, beim Nachbarn. Dort war das Fallaub weniger naß, dort gab es auch noch Mäuse. Dafür drängte sich dort auch alles Raubzeug zusammen, Marder, Iltisse, Wiesel. Alles wollte auf Kosten der Mäuse überwintern, selbst die vielen, weichbeflügelten, spiegeläugigen Eulen.

So ein Mäuschen ist ein wahrer Leckerbissen, aber eben doch nur ein Bissen. Der Fuchs braucht Mengen von ihnen. Und in Mengen kommen sie hier nicht vor, in diesen kleinen Wäldchen. Der Fuchs muß sich nach etwas anderem umsehen, wenn er sich mal sattfressen will. Und so ein Ausflug ist riskant. Nachts schleicht bald dieser, bald jener zum Meierhof. Wütende, vorlaute Hunde wohnen dort, und außerdem haust dort der Schrecken, der Hinterhalt und der Tod: dort leben Menschen! Aber daneben gibt es dort auch allerlei biederes Federvieh, in den Ställen kauern fette und hilflose Festtagsbraten. Wenn man sich anders nicht helfen kann, muß man sie auch aus dem Rachen der Hölle zerren. Anschleichen im Schatten der Schober, wie ein Dieb, anstehen, warten, versuchen.

Meistens allerdings umsonst. Die Absicht allein verbreitet offenbar schon Geruch, auch kann das Stroh irgendwie rascheln. Ein Hund wittert oder ahnt den Feind und schlägt Alarm. Oder der aufgeschreckte Fraß beginnt verzweifelt um Hilfe zu gackern. Da sind auch die Hunde schon auf den Beinen und stürzen hervor wie die Teufel. Und dann nimmt man mit triefendem Speichel und knurrendem Magen Reißaus.

Einmal gelang es doch. Das war vor drei Wochen.

Einer der Leute vom Hof hatte eine Grube für seine Hennen ausgehoben. Dort richtete er ihnen einen warmen Unterstand ein in der Hoffnung, sie würden dort besser legen.

In jener Nacht heulte ein eisiger Sturm mit dichtem, zornigem Graupeln. Der Ziehbrunnen knarrte, die Scheune ächzte in allen Fugen, die Hunde hatten sich in die Türnischen verzogen und die Schnauzen unter die Schenkel gesteckt. Ein Diebswetter, wie es im Buche steht. Da stach der Fuchs den Hühnerbunker an. Eine findige kleine Fähe. Sie grub vorsichtig, lautlos, unbemerkt. Es war Erdreich, mit dem sie zu kämpfen hatte, und das lag ihr mehr als Bretter und Mauern.

Aber als sie in der Grube war, schraken die Hennen doch auf. Sie begannen zu klagen, zu flattern, sie wanden sich, schrien Zeter und Mordio. Eile tat Not: Dem Fuchs blieb nichts übrig, als sie Stück für Stück zu erwürgen. Alle zwanzig. Im Nu.

Dann war es still in der lauen Finsternis, angenehm still. Der Fuchs lauschte. Draußen wütete der Sturm und peitschte den Regen. Den Magen der Füchsin quälte der Hunger. Sie stand bis zu den Knien im Braten. Sie konnte sich nicht beherrschen und verschlang zwei Hennen an Ort und Stelle. Fünfzehn schleppte sie fort. Zwei, drei Stück jedesmal. Sie vergrub sie und kehrte ohne zu zögern zurück. Wieder und wieder.

Als es zu dämmern begann, bemerkten sie die Hunde. Drei Hennen blieben in der Grube. Die Fähe flüchtete ins Dickicht zurück und scharrte die ganze Beute wieder aus. Es wurde ihr warm vom Siegesgefühl. Sie fraß und fraß, was hineinging. Die Reste vergrub sie sorgsam und streckte sich nachher hin. In Wonne verschlief sie den ganzen Tag.

Abends verschlang sie wieder ein Huhn und morgens noch zwei. Da kam irgendwie ihre Mutter hinzu. Der quollen die Augen vor Hunger aus den Höhlen, und so kam es zu einer Balgerei. Die Mutter war stärker und behielt die Beute für sich.

Seither ging die Junge jede Nacht zum Meierhof. Sie sah, wie man ihre Mutter im Hof erschoß. Wenige Tage später mußte sie die Qualen ihres Bruders mit ansehen, dessen Lauf neben dem Schober in das Schlageisen geriet und den die Hunde zu Tode bissen und zerrten.

Da wagte sie sich nicht mehr in diese Gegend. Sie versuchte es wieder mit dem Wald, dort jagten um diese Zeit Menschen. Sie trieben die Dickichte ab und schossen auf Fasanen. Auch zwei Füchse kamen zur Strecke.

So mußte sie auch aus dem Wald heraus und trieb sich seit zwei Tagen in den noch bestockten Maisschlägen herum. Bei Nacht suchte sie nach Mäusen und schnüffelte den Duft der leeren Rebhuhnnester. Sie konnte von Glück sagen, wenn sie einen Regenwurm fand oder einen Spatzen, den ein Sperber hatte fallen lassen. Die ganze Nacht grub, schaufelte sie im Schlamm.

Unweit vom Mais lag ein kleines Gehöft, dort sah sie Hühner scharren. Das wäre etwas für sie. Bei hellem Tag wagte sie sich nicht hinaus ins offene Gelände, daher lauerte sie, ob nicht die Hühner zu ihr unter die Stengel kämen. Der Hunger war entsetzlich. Diesen Morgen senkte sich Nebel auf das Land, schwerer, dichter Nebel. Als würde es wieder Abend, kaum daß es hell geworden war. Der Füchsin kam das sehr gelegen. Sie schlich sich an den Rand des Maisschlages und duckte sich dort an den Boden. Zwischen ihren weißen Fängen hing rot die Zunge heraus, und vom Geräusch der Hennen lief ihr das Wasser im Maul zusammen.

Der Nebel quoll, er stieg und sank, die Welt wurde dunkler und heller. Doch kam es ihr vor, als sei da etwas nicht ganz geheuer, als verberge sich etwas im Nebel. Es waren ungewohnte Töne, die sie manchmal vernahm. Der Füchsin ging ein Zittern durch den Leib. Aber die Hennen spazierten diesseits vom Hof. Vielleicht kam doch eine näher.

Sie hielt es nicht aus, reglos abzuwarten. Bald schnürte sie an das Ende des Schlags, bald an das andere. Sie lauschte, beruhigte sich und wurde dann wieder von Sorge ergriffen. Dort in der Ferne bereitete sich etwas gegen sie vor, oder doch nicht? Sollte sie weg von hier? Sie wußte sonst keine Deckung im ganzen endlosen Schlammrevier. Wo sollte sie sich verbergen?

Da ist etwas los, das ist nun schon gewiß. Eine Gefahr lauert. Hinter dem Vorhang des Nebels tritt sie in Schlachtordnung an. Ja, aber welche Gefahr? Der Nebel versteckt sie vor dem Feind, verhüllt aber auch diesen.

Sie duckt sich zwischen zwei Stengeln. Sie liegt, als wäre sie tot, und doch ist jedes ihrer Glieder die Aufmerksamkeit selbst. Sie muß erfahren, was sich da tut, um der Gefahr zu entweichen.

Von rechts dringen menschliche Laute herüber und ebenso auch von links. Zwar von weitem, aber doch... Plötzlich ein Schuß, von hinten. Noch einer. Dann Lärm von allen Seiten.

Ja wirklich, da ist der Teufel los. Was soll man bloß tun? Warten, vorläufig nichts als das. Vielleicht vergeht der ganze Spuk genau so, wie er begonnen hat. Und auf den kahlen Feldern könnte sie der Gefahr stracks in die Arme laufen. Auch im Mais wird es lebendig.

Illustration: Reiner Zieger

Zwei Hasen kommen galoppiert, dicht hintereinander. Tschirrend stehen die Rebhühner auf. Dann noch ein Hase: Sein Hinterlauf flegelt im Kreis. Hinter ihm riecht es ätzend nach Schweiß.

Was kümmert das jetzt die Fähe? Was schert sie sich jetzt um den Magen. Sie lauert geduckt.

Immer wieder ertönt der Befehl, dringt von fern durch das Grau, läuft die Treiberkette entlang. Halt! Irgendwo kommen die Leute nicht mit. Irgendwo ist ein glitschiger Hang zu ersteigen, ein Stauwasser zu umgehen. Da reißt die Kette, und man muß sehr auf der Hut sein, daß sie nicht völlig entzweigeht. Der Nebel ist dicht.

Wenn auch langsam und stockend, der große Kessel dringt doch vor. Vorn der offene Mund. Die beiden Flanken sind kilometerlang, verlieren sich aber im Nebel nach einigen hundert Metern. Das ist ja gerade das Ärgerliche. Die Hasen brechen seitlich aus, und was bleibt dann dem Griff des Polypen?

Hinten, am Boden des Kessels, rücken die Schützen vor. An den Flanken ziehen die Treiber, nur wenige Schützen darunter. Und in diesem Kessel die Hasen, die Hasen! In Gruppen zu dritt und zu viert. Sie tauchen auf und verschwinden im Nu, sobald sie Verdächtiges bemerken. Dann geht es im Galopp zurück. Auch ihnen wäre es lieber, wenn sie dem Treiben aus der Ferne zusehen könnten, und dabei ist es noch ihr Glück, daß ihnen das nicht möglich ist. So sind sie nicht vollends erschreckt und verwirrt von den Kunstgriffen der menschlichen Schlauheit, vom hundertbeinigen Lindwurm, der ihnen mit Hunderten von Augen nach dem ärmlichen Leben trachtet.

Die Eckschützen haben heute einen schlechten Tag.

Vorn im grauen Einerlei erhebt sich manchmal ein wüstes Geschrei. Die Treiber suchen die Hasen am Ausbrechen zu hindern. Hier und da fällt ein Schuß. Die Wildwagen folgen hinten, die Kutscher recken sich die Hälse aus, aber man kann nicht sehen, wer geschossen und wer getroffen hat. Den Kutschern hat der Nebel die ganze Freude verpatzt.

Der Fuchs liegt zitternd in den Mais geduckt. Soll er fliehen oder bleiben? Das Spiel geht auf Tod oder Leben. Immer wieder möchte er fort – und duckt sich jedesmal tiefer. Diesmal hat er sich verrechnet, das ist ihm selber schon klar. Jetzt hat er den Zeitpunkt verpaßt. Er war nicht rechtzeitig geflohen. Aber was jetzt? Soll er es jetzt noch wagen, wo der Kopf in der Schlinge steckt? Und sie zieht sich immer enger zusammen. Vielleicht löst sich alles von selbst?

Ach, wäre es nur schon vorbei!

Der Boden des Kessels hat schon den Maisschlag erreicht.

Die Flanken stehen zu beiden Seiten sehr weit, man hört nur das Lärmen herüber. Gerade das hatte ja den Fuchs getäuscht.

Hasen über Hasen ringsum und alle hilflos, verloren. Das Knallen der Flinten, das Rasseln des Schrots an den Stengeln und der Lärm der Treiber dazu!

Die Füchsin hält es nicht länger, sie steht auf, streckt ihre Standarte und stürmt durch die dicht stehenden Stengel nach vorn. Ein Treiber schreit auf: „Ein Fuchs!“ Zehn Schreihälse wiederholen:

„Ein Fuchs… dort drüben… ein Fuchs!“

Zwischen den Treibern geht stolz ein gestriegelter Jäger. Der steht nun wie ein Ochs vor dem neuen Tor, dreht sich rechts, schaut links und schreit schließlich selber verdrossen: „Achtung… der Fuchs bricht aus!“

Die Chance hat er verpaßt. Übrigens gelingt es dem Fuchs tatsächlich auszubrechen. Er rennt, was ihn die Läufe tragen, und ist auch schon aus dem Maisschlag heraus. Bald kann ihn wirklich nur noch die Stimme des Jägers erreichen:

„Der Fuchs bricht aus!“

Der Jäger schreit nicht allein. Alles schreit, und der Lärm läuft die Treiberkette entlang.

Inzwischen hat aber den Fuchs irgendwo der Boden verschlungen. Nur sein Name lebt geisternd noch weiter, denn von ferne hört man ein Brüllen:

„Ein Fuchs! Ein Fuchs nach vorn!“

Jeder möchte ihn wenigstens sehen. Die Jäger umklammern die Flinten, und einigen Unglückshasen rettet das jetzt das Leben. Das ist die Tücke des Schicksals. Der Fuchs als der Schutzengel Meister Lampes!

So sehr auch alles auf dem Sprung ist, so sehr sich alles bemüht, der Fuchs ist nirgends zu sehen. Obwohl sich der Nebel jetzt lichtet und aus dem grauen Gewölk die Bodenwellen hervortreten. Die Welt erweitert sich.

Hasen, Hasen und Hasen. Sie rasen kreuz und quer, machen Männchen, blicken sich ratlos um, suchen in der plötzlichen Helle den rettenden Ausweg zu finden. Sie ducken sich nieder, springen dann auf, die ängstlichen rennen Hals über Kopf, die bedächtigen scheinen beruhigt, treten schon aus dem Lager, einer knabbert sogar an der frischen, grünenden Saat. Vielleicht ist es gar nicht so schlimm. Das Äsen mildert die Sorgen. Da rast aber ein anderer in Todesängsten vorbei und die Panik steckt an: Ohne zu überlegen folgt er ihm im Galopp.

Ja, weiß denn der andere, wohin…? Wie sollte er es auch wissen? Im Sturmlauf macht er plötzlich halt. Sitzt da wie ein Häufchen Elend. Der zweite setzt sich auch, zwei Spannen hinter ihm. Dann macht er jählings kehrt und saust wie der Wind zurück. Jetzt ist dieser der Führer: Sein Leidensgenosse folgt ihm, ohne sich umzusehen. Die nasse Wiese spritzt unter ihnen.

Von dem Fuchs spricht längst keiner mehr. Wahrscheinlich ist er davon. Vorne, an der Öffnung des Kessels, konnte er ungestört entkommen. Nur von Hasen ist noch die Rede:

„Achtung, Hase links, laß ihn nicht entwischen!“

Die Hasen springen hin und her, die Flintenschüsse krachen. Wer den Hasen nicht ehrt, ist des Fuchses nicht wert.

Da entsteht aber ein Hallo, ganz vorn an der linken Flanke. Der Ruf wird weitergegeben:

„Der Fuchs! … Der Fuchs … nach hinten!“

Die Treiber sind ganz aus dem Häuschen.

„Also ist er doch nicht entwischt, der Schlaumeier!“

Er ist nicht durchgekommen, wie hätte er es auch können? Die Zunge hing ihm heraus, er lief sich im Wasser fast tot. Zu sehen war nichts von ihm, denn er lief meist im Schutze der Furchen. Zuerst ein gutes Stück nach vorn, dann nach rechts, in Richtung auf die Wälder. Dort aber standen Menschen, die ihm den Weg verstellten. Nun versuchte er links sein Glück, wollte den Graben erreichen. Doch auch links gingen Menschen. Wie hätte er ahnen können, daß vorn die Rettung lag, voraus, gegen den Hof, der sonst so viel Gefahren barg.

Vom vielen Laufen ermattet, duckt sich der Fuchs in einen Saubruch auf einer pitschnassen Weide, um Atem zu holen. Keuchend zerbricht er sich den Kopf über einen rettenden Ausweg. Aber auch da benimmt er sich anders als diese albernen Hasen.

Er läuft nicht kopflos hin und her und läßt sich, obwohl er seit langem nichts im Magen hat, nicht durch die warmen Schweißspuren verführen.

Etwas ausgeruht, beschleicht er vorsichtig einen Hügel, der Nebel hat sich niedergesenkt, und hinter dem Hügel ist kein Lärm zu vernehmen. Auch ein Hase eilt hinauf. Der Hase läuft besser als der Fuchs, aber diesmal überläßt ihm dieser sehr gern den Vortritt. Er will sehen, wie weit der Hase kommt.

Es zeigt sich nichts Verdächtiges, der Hase ist schon längere Zeit hinter dem Hügel verschwunden. Der Fuchs ist gerade oben angelangt, als plötzlich Lärm erschallt. Er sieht Menschen im Nebel laufen und den Hasen in wildem Zickzack zwischen ihnen. Zwei Schüsse, dann klagt der Hase.

Die Fähe dreht sich mitten im Sprung wie auf der Mäusejagd: Sie krümmt die Weichen und zieht die vier Läufe in die Luft, die Lunte unter den Leib. Wieder das Hasenklagen! – Oh, wie erschütternd klingt jetzt diese sonst so geliebte Musik.

Fortsetzung Seite 41

HUMOR ★ Schimmerbereit!

Man muß seinem Mädchen etwas schenken,

Schöne Bescherung
Das Mondlicht glitzert, es glänzt der Schnee,
da schleicht ein Esel zu seiner Fee.

Doch findet die Holde er nicht zu Haus:
Ein andrer Esel ging mit ihr aus.

Ob Blumen duften, ob ringsum Schnee:
Nie fehlt an Eseln es einer Fee.

Verfasser unbekannt

Nicht scheinen, was man ist,
das ist unglücklich für einen selber;
scheinen, was man nicht ist, unglücklich
für die anderen.

B. Brecht

Wüßte nicht, was sie
Besseres erfinden könnten,

Als wenn die Lichter
ohne Putzen brennten.

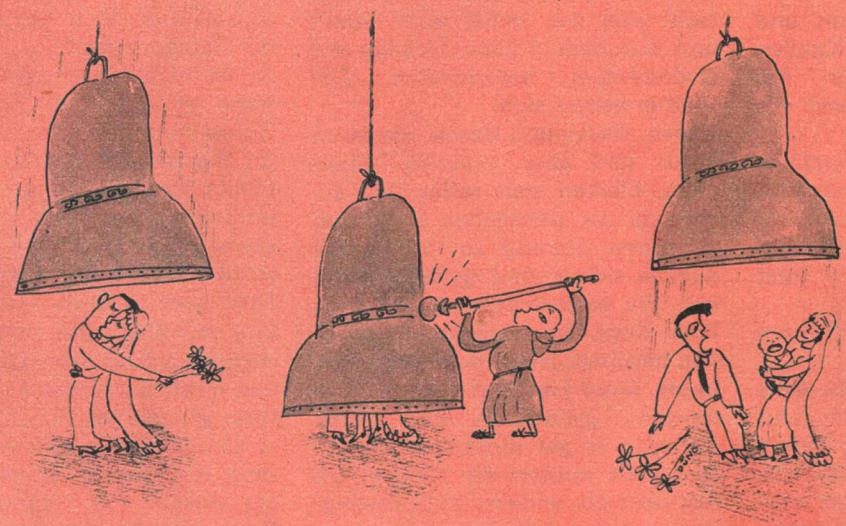
J. W. v. Goethe

2 Wochen-spruch

Die Eindrücke der ersten Kindheit erlöschen doch nie.

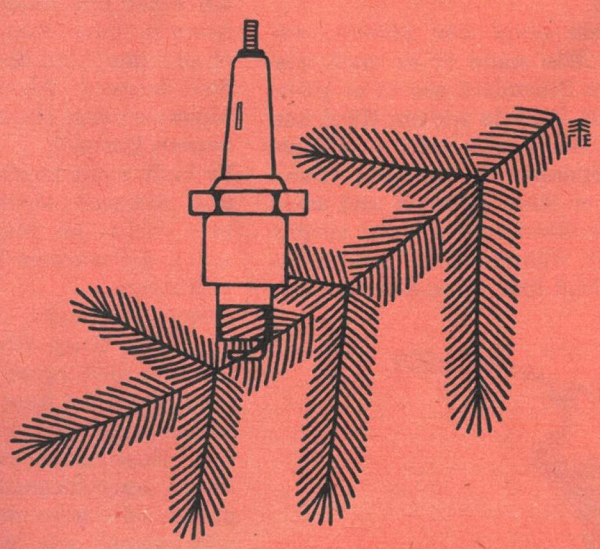
Diderot

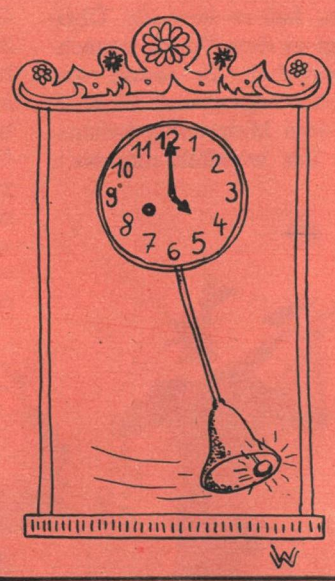
Dung, Hanoi



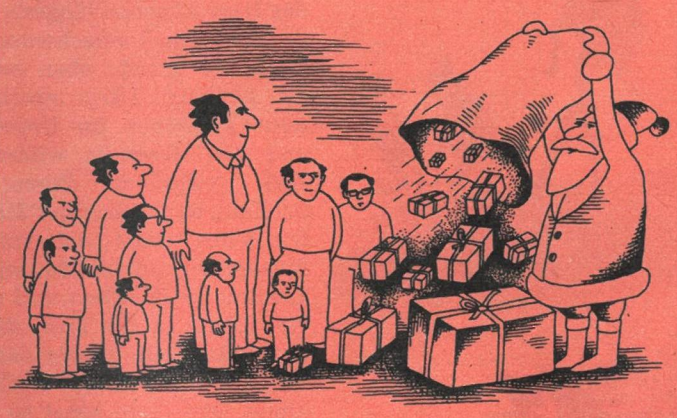
Schneider

Georgiew, Sofia

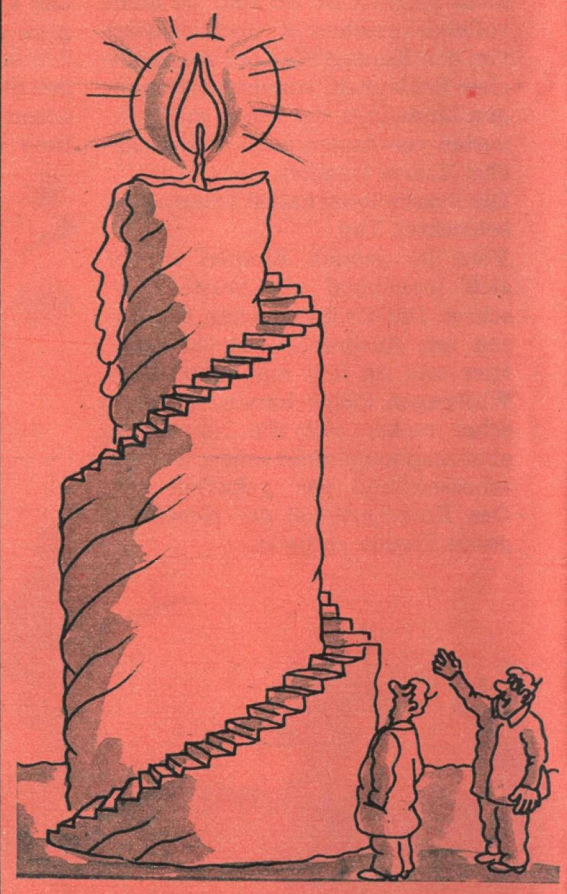




Petkow, Gabrowo



Chrappa, Kaliningrad



Es ist die erste Zierkerze unserer Kollektion, die nur im Freien abgebrannt werden darf!

Steger

Redaktion: Karin Kopp, Hannes Schreiber; Grafik: Martin Kotsch

Heimlichkeit riecht weit.

Eine Flamme ist Menschenrede.

Saint-Exupéry

das macht sie sinnlich, weil sie Materialistinnen sind. B. Brecht

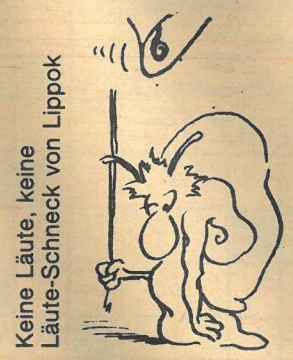
Heimzoo

Schon *ein Jahr* wohnt Gänschen Berta
in Familie Zartmanns Haus
und seit *zwei* die Ente Klara,
gar schon *drei* der Hase Klaus!
Gestern meinte Zartmann bitter:
„Jedes Mal die gleiche Qual:
Niemand macht den Weihnachtsbraten!
Diesmal gehn wir ins Lokal!"

Gürek

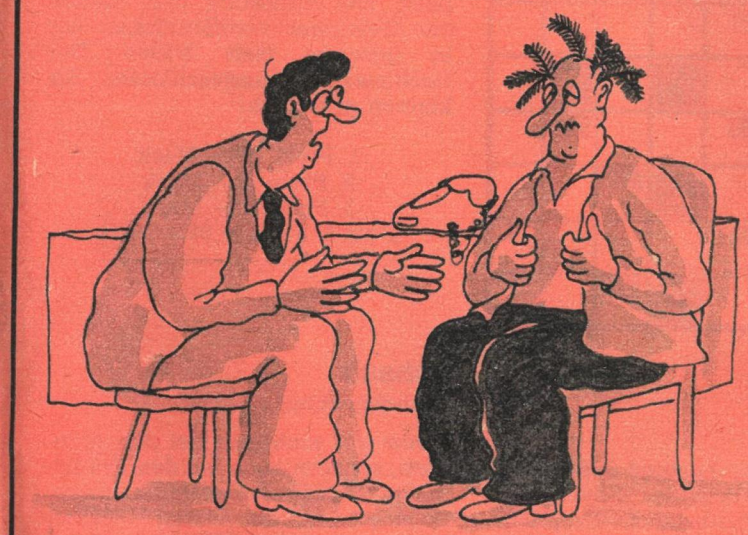
Zuviel Weihnachten
macht dick.

M. Hinrich



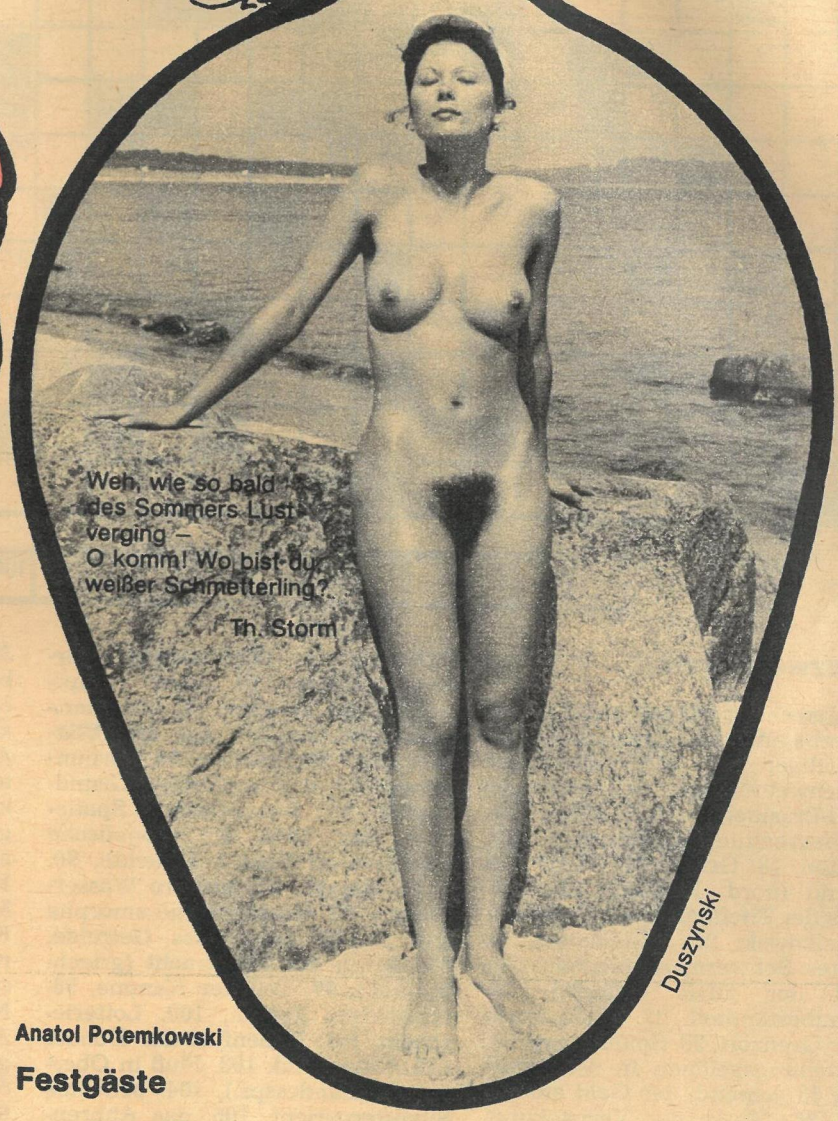
Keine Läute, keine
Läute-Schneck von Lippok

Steger



Vielleicht vertragen Sie die Weihnachtsvorbereitungen nicht?

Medzionis, Kaunas



Anatol Potemkowski

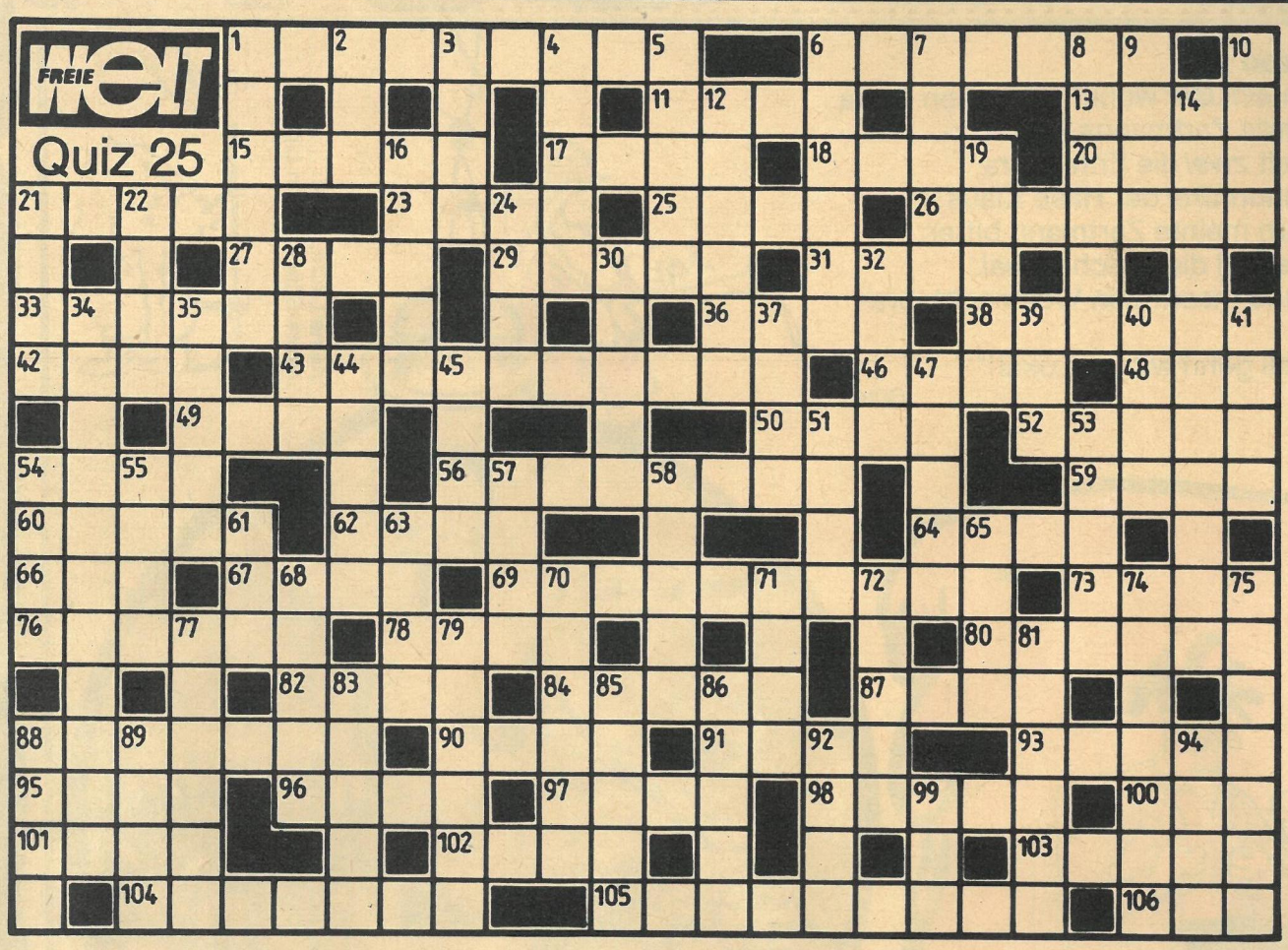
Festgäste

Irgendeiner der Gäste verschüttete unachtsam Salz auf der Tischdecke. „Jetzt fängt der Ärger an", sagte mühsam lächelnd der Dichter Roslanek, erhob sich und verließ den Raum. „Aberglaube", murmelte Pataschonski, „fürchtet sich vor bösen Omen wie ein altes Weib!" „Ich kenne gegen diesen albernen Aberglauben ein wirksames Mittel", erklärte Direktor Schawniza. „Man muß drei Prisen Salz über die rechte Schulter werfen. Damit wird die negative Wirkung des vorhin verschütteten Salzes neutralisiert." Er nahm eine Prise, warf sie über die rechte Schulter – direkt in die offene Kaffeekanne. „Salz in fremden Kaffee zu werfen, das ist recht befremdlich", bemerkte Frau Globulka. „Und außerdem muß man das Salz über die linke Schulter werfen, wenn's Erfolg haben soll." „Das glaube ich nicht", gab Direktor Schawniza kühl zu verstehen. „Frau Globulka hat recht", entgegnete der Dichter Koschon, hob die Hand und warf das Streugut über seine linke Schulter. Mit verblüffender Sicherheit traf er in eine Schale mit Erdbeertörtchen. „Wie kann man nur etwas so Delikates zerstören!" rief Direktor Schawniza ungehalten. „Fassen Sie sich an Ihre eigene Nase!" erwiderte Koschon und schlug mit großer Geste den Salzstreuer in die Butterkremtorte. „Es ist doch ganz egal, über welche Schulter man das Salz wirft. Hauptsache, es kommt nicht zum Streit", sagte Pataschonski besonnen und schüttelte demonstrierend den Salzstreuer erst über der rechten und dann über der linken Schulter. Dabei traf er gleichzeitig die Augen des Direktors und den offenen Mund des Dichters Koschon, der gerade etwas Weises von sich geben wollte. „Sie haben meine Krawatte beschmutzt!" brüllte der Direktor. Er sprang auf, wischte die Krawatte an der Gardine ab und eilte dem Ausgang zu. Auch wir anderen Gäste erhoben uns. Kremtorte und Erdbeertörtchen waren verdorben, der Kaffee versalzen. Warum wohl hatte die Hausfrau Salz auf den Tisch gestellt, da sich dort doch ausschließlich Süßigkeiten befanden?

aus „Krokodil", übersetzt von Dieter Höhne, bearbeitet.

Der Mensch ist nie besser und wärmer, als wenn er dem andern eine Freude bereitet. J. Paul

Stets findet Überraschung statt, da, wo man's nicht erwartet hat. W. Busch



1	70	19	32	7	35	77	86	38	88	8	104	91							

terchen Frost mit seinen Gaben. Aber im Gegensatz zu unserem Weihnachtsmann, der allein zu den Kindern kommt, wird Väterchen Frost von einem großen Gefolge von Märchenfiguren begleitet. Auch die Figur, deren Namen die Lösung unseres heutigen Quiz ergibt, gehört zu diesem Gefolge.

Auf dem üblichen Weg – durch Übertragen der Buchstaben aus dem Kreuzworträtsel in die Zahlenleiste – kommen Sie, liebe Rätselfreunde, zu dem gewünschten Ergebnis. Ihre Antwort erwartet die Redaktion FREIE WELT, Postfach 8, Berlin, 1056, auf einer Postkarte, da Briefe nicht gewertet werden können. Und bitte die Marke Quiz 25 auf der Karte nicht vergessen! Einsendeschluß ist der 6. Januar 1988 (Datum des Poststempels). Die Auflösung und Namen der Gewinner veröffentlichen wir in unserem Heft 3/1988. Der Rechtsweg ist ausgeschlossen. Sie können gewinnen:

1. Preis 100,– Mark
2. Preis 75,– Mark
3. Preis 50,– Mark
4. bis 8. Preis je 25,– Mark

Kreuzworträtsel

Waagerecht: 1. Jahresultimo, 6. Kalenderbeginn, 11. Speisefisch, 13. ehemaliger niederländischer Schachweltmeister, langjähriger FIDE-Präsident (1901–1981), 15. Holzbearbeitungswerkzeug, 17. Farbton, 18. Grube, 20. Göttin der Jugend (nord. Mythol.), 21. Vorname der Titelfigur einer Oper von Tschaikowski, 23. Schlafmöbel, 25. größtes Schwermaschinenbaukombinat der DDR (Kurzw.), 26. Grundbestandteil, 27. niederländischer Grenzort, 29. Spielleitung, 31. Ausstellungsgelände in Markkleeberg, 33. jemand, der Geld ansammelt, 36. Masse der Verpackung, 38. Reitersitz, 42. hochentwickeltes Säugetier, 43. mancherorts gepflegter Silvesterbrauch, 46. Titel einer Oper von Donizetti, 48. Flächenmaß in der Schweiz, 49. Gedanke, Einfall, 50. norwegischer Mathematiker (1802–1829)), 52. ehemaliger Skispringer der ČSSR, 54. Gewürz- und Arzneipflanze, 56. Papierschnitzel zum Bewerfen, 59. rumänischer Maler und Karikaturist (gest. 1958), 60. DEFA-Regisseur (gest. 1966), 62. gleich, 64. altgriechischer Dichter, 66. Abkürzung für ein betriebliches Organ zur Qualitätssicherung, 67. Fluß in Italien, 69. pyrotechnisches Erzeugnis für die Silvesternacht, 73. metallhaltige Minerale, 76. Göttin der Morgenröte (röm. Mythol.), 78. den Fahrzeugfluß behindernde Verkehrssituation, 80. eine Hauptgruppe der Franken, 82. südamerikanisches Getränk aus den Blättern einer Stechpalme, 84. Turnunterlage, 87. philosophischer Grundbegriff, 88. französischer Spationaut, der 1982 die sowjetische Raumstation Salut 7 besuchte, 90. engl.: Samen, 91. niedere Wasserpflanze, 93. wasserhaltige amorphe Quarze, 95. asiatisches Getreide, 96. Göttin der Zwietracht (griech. Mythol.), 97. Teil der Kanone, 98. einjähriges Fohlen, 100. Lotterieschein, 101. Nebenfluß der Donau, 102. Götzenbild, 103. Fluß in Oberitalien (Landesspr.), 104. beliebtes Silvestergericht, 105. das Abbrennen von pyrotechnischen Erzeugnissen, 106. Getränk.

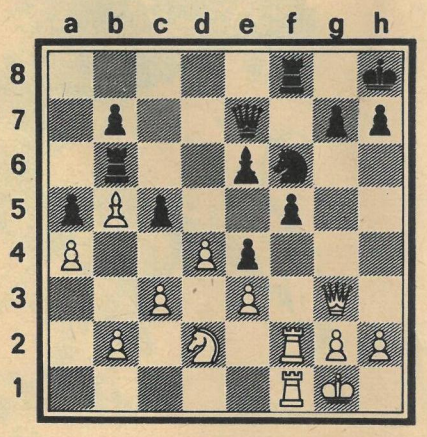
Senkrecht: 1. Niederschlag in der kalten Jahreszeit, 2. Anerkennung, 3. nachtaktiver Vogel, 4. Feingebäck, 5. russischer Architekt und Baumeister (1775–1849), 6. zuckerhaltige Pflanzenabsonderung, 7. Spielkarte (deut. Blatt), 8. svw. Vaterland, 9. französischer Bildhauer (1784–1855), schuf eine Reliefgruppe am Pariser Triumphbogen, 10. Münzeinheit in Nordamerika, 12. Feuerwerkskörper, 14. pyrotechnisches Erzeugnis, 16. Landschaftsform, 19. makromolekularer Werkstoff, 21. Gestalt aus „Lohengrin", 22. Autor „Das bayrische Dekameron", 24. Futterbehälter, 28. Nachlaßempfänger, 30. Fabeltier, 32. günstigster Zustand des Kulturbodens, 34. beliebtes Silvestergebäck, 35. Urlaubsfahrt, 37. phönikisch-kanaanische Liebesgöttin, 39. Adler (dichter.), 40. Weltnachrichtenagentur, 41. sagenhafter Keltenkönig, 44. Existenz, Dasein, 45. Angehöriger der Herrscherklasse im alten Peru, 47. Heldenepos vom Kampf der Griechen gegen Troja, 51. alkoholhaltiges Getränk, 53. Karpfenfisch, Döbel, 54. Urbevölkerung der Philippinen, 55. Titelgestalt einer Oper von Borodin, 57. Nebenfluß der Ondava (ČSSR), 58. Aufsehen, Skandal, 61. weißhändiger Langarmaffe, 63. Kurzwort für Staatlicher Standard der UdSSR, 65. Frauenname (Verkleinerungsf.), 68. ostasiatische Faserpflanze, Chinagras, 70. Zahl (veraltet), 71. Maler und Schriftsteller (gest. 1983), 72. Reinigungsutensil, 74. vorspringender Gebäudeteil (Arch.), 75. Gewässer in Nordamerika, 77. Hafenstadt der Ukraine am Schwarzen Meer, 79. Kanton in der Schweiz, 81. Windbluse, 83. Telefonat, 85. Männername, 86. Stadt in Estland, 88. Schiffs-, Flugzeugbesatzung, 89. Schnalle, Spange (mundartl.), 92. Haltetau an der Gaffel (seem.), 94. Theaterplatz, 99. italien.: Drei.

Unsere Kinder freuen sich auf den Weihnachtsmann und seine Geschenke. In der Sowjetunion freuen sich die Kinder beim Jolkafest am Silvesterabend ungeduldig auf Vä-

Schach

Schachhochburg Lwow

Lwow gilt nicht nur bei den Männern, sondern auch bei den Frauen in der UdSSR als Schachhochburg. So siegten bei der letzten Ukraine-Meisterschaft in Nikolajew zwei Vertreterinnen des dortigen, nunmehr 40jährigen Schachklubs Lwow: S. Leltschuk (11 aus 15 P.) und I. Tscheluschkina (10,5). Bis auf M. Litinskaja war die Elite zur Stelle und die Durchschnittsratingzahl mit 2172 höher als bei der Landesmeisterschaft. Hier eine Kostprobe vom Können der auch bei uns nicht unbekannten Soja Leltschuk. In der Partie gegen W. Artamonowa (Schwarz) geschah, siehe Diagramm: **22. De5?! cd 23. cd Sg4 24. T:f5 Td8? 25. D:e4 Db4 26. D:g4 L:f5 27. D:f5 Tf6 28. Dd3 T:f1+ 29. S:f1 D:b2 30. Df5 Da3 31. Ld3 Schwarz gab auf.**



Redaktion: FREIE WELT
Karl-Liebknecht-Str. 29
Berlin
1026
Telefon: über 24 40
Auskunft
Telex: 011 48 54

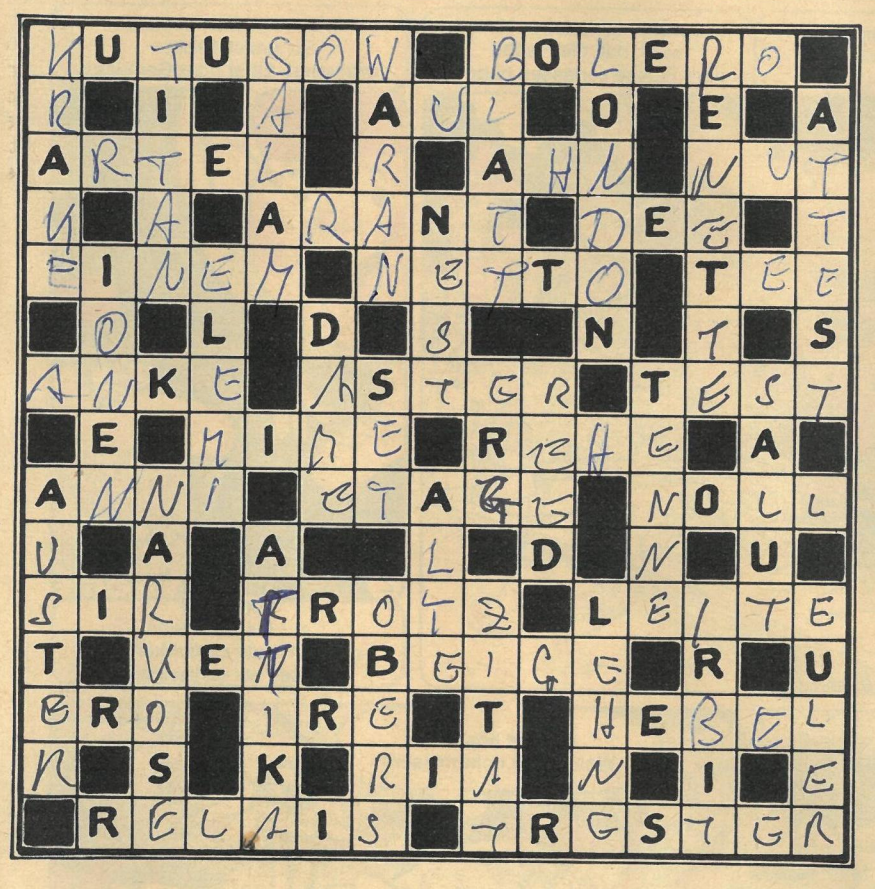
FREIE WELT

Redaktionskollegium:
Chefredakteur: Barbara Schablinski
Stellv. Chefredakteure:
Marianne Wambutt,
Günther Wolfram, Dr. Paul Wurche
Sekretariat der Chefredaktion:
Tel.: 2 44 22 07, 2 44 23 09, 2 44 24 36

Redaktionssekretär:
Georg Walter
Tel.: 2 44 36 95
Wissenschaft: Heinz Bartel
Tel.: 2 44 26 09
Politik: Dr. Dietrich Pätzold
Tel.: 2 44 26 67

Wirtschaft: Wolfgang Scheel
Tel.: 2 44 22 30
*
Kultur: Helmut Zemke
Tel.: 2 44 33 02
Leserforum: Ingrid Buchholz
Tel.: 2 44 27 07

Bild: Alfred Paszkowiak
Tel.: 2 44 27 03
Gestaltung: Horst Wustrau
Tel.: 2 44 35 48
Korrespondenten in Moskau:
Jürgen Geitner, Volkmar Billeb,
Bernd Siegmund



Kreuzgitter

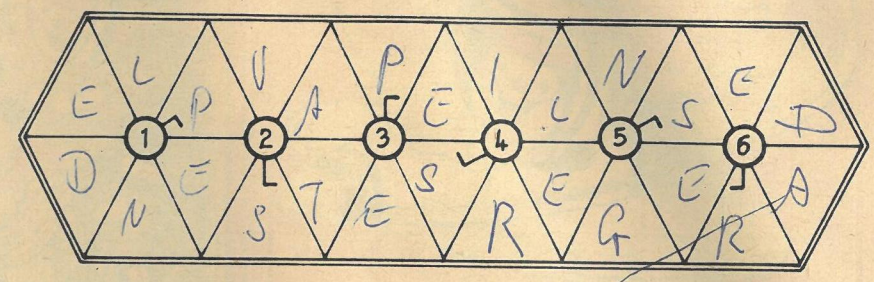
Die Lösungswörter haben – unabhängig von ihrer Richtung und Reihenfolge in der Figur – folgende Bedeutung:

1. Vorfahr, 2. Korbblütler, 3. weibliche Bühnenrolle, 4. Stahlplatte mit Versteifungen zur Blechbearbeitung, 5. Gestalt aus „Die Kinokönigin", 6. Genossenschaftsform in der UdSSR, 7. Sommer- und Herbstblume, 8. ärztliche Bescheinigung, 9. Landschaft in Mittelgriechenland, 10. Siedlung der Turkvölker, 11. wohlschmeckende Meeresmuschel, 12. Sandfarbe, 13. Pflanzenteil, 14. spanischer Tanz, 15. Brettspiel, 16. Fluß in Schottland, 17. österreichischer Opernkomponist „Dantons Tod", 18. Ölbaumharz, 19. alte Einheit der Arbeit, 20. Titelgestalt einer Oper von Gotovac, 21. Stockwerk, 22. Schweizer Mathematiker (1707–1783), 23. deutscher Schriftsteller (1760–1826), 24. elektrisch geladene Masseteilchen, 25. Stadt in der Oblast Swerdlowsk (RSFSR), 26. Nordeuropäer, 27. englischer Bauernführer (16. Jh.), 28. Riesentintenfisch, 29. russischer Heerführer (1745–1813), 30. Stuhlteil, 31. Berghang (österr.), 32. Hauptstadt in Europa, 33. Schauspieler, 34. Betäubung, 35. Vogelbau, 36. Antonym zu brutto, 37. Autor von „Kippenberg", 38. rillenförmige Vertiefung, 39. Sahne (österr.), 40. Autor von „10 Tage, die die Welt erschütterten", 41. Hufkrankheit, 42. elektromagnetische Schalteinrichtung, 43. Edelapfel, 44. Frauenname (Kurzf.), 45. mohammedanische Begrüßungsformel, 46. Ehrensalvenschießen, 47. Satz, 48. englische Anrede, 49. Aufgußgetränk, 50. Scheunenboden, 51. Probe, Versuch, 52. chemisches Element, 53. Rückstände beim Keltern und Bierbrauen, 54. Widerspenstigkeit, 55. Echse, 56. wörtlich angeführte Belegstelle.

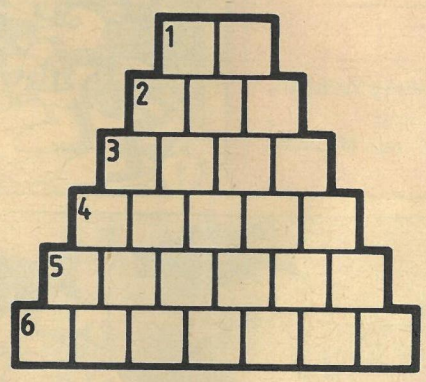
Wabenleiste

Die Wörter beginnen im Feld mit dem Häkchen und verlaufen in angegebener Richtung:

1. schwingender Körper, 2. Hundekrankheit, 3. spanische Währungseinheit, 4. Handwerkerberuf, 5. Wassersportart, 6. wohlriechende Gartenpflanze.
Die Buchstaben in den oberen Feldern ergeben die Bezeichnung für eine Futterpflanze.



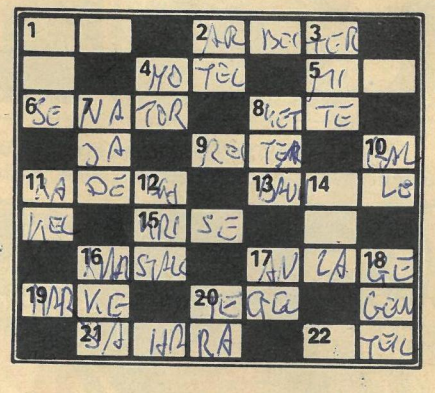
Rätselpyramide



Von Zeile zu Zeile ist jeweils ein Buchstabe hinzuzufügen und durch Schütteln das neue Wort zu bilden:
1. klassisches japanisches Theater, 2. Feuerländer, 3. Fluß in Italien, 4. Jurist, 5. zugeteiltes Maß, Menge, 6. Name zweier Lustschlösser im Park von Versailles.

Silbenkreuzworträtsel

Waagerecht: 1. vieläugiger Riese (griech. Sage), 2. Beschäftigter in der materiellen Produktion, 4. Unterkunft für Autoreisende, 5. Beobachtungsmarke zur Kontrolle der richtigen Achslage eines Fernrohrs, 6. Ratsherr, 8. Gliederverbindung, 9. Pferdesport, 11. Stadt bei Dresden, 13. aus den Samenhaaren eines Malvengewächses gewonnenes Spinngarn, 15. Phase des kapitalistischen Reproduktionszyklus, 16. Gesamtheit der Pferde einer Hofhaltung, 17. Produktionseinheit, besonders in der chemischen Industrie, 19. Einschnitt der Baumrinde zur Harzgewinnung (Forstw.), 20. kalkreicher Ton, 21. Wüste in Afrika, 22. im Tennis erster Punkt nach Einstand.
Senkrecht: 1. Feldspatsandstein, 2. Genossenschaftsform in der Sowjetunion, 3. sogenannte weiße Ameise, 4. Antriebsmaschine, 7. Quellnymphe (griech. Sage), 8. Teil des Webstuhls, 10. hühnergroßer Sumpfvogel, 11. Farbabstreicher an Druckmaschinen, 12. wasserklarer Quarz, Schmuckstein, 14. Bezeichnung für Polyakrylnitrilfaserstoff der DDR, 16. italienischer Adelstitel, Markgräfin, 17. Fischfanggerät, 18. das Umgekehrte, 20. Vorsatz bei gesetzlichen Einheiten.



Geschütteltes

Wird eine Figur von Ibsen kräftig geschüttelt, hat man einen Fluß in Italien ermittelt.

Auflösungen aus Heft 25/1987

Kreuzgitter, Waagerecht: Tallinn (15), Ochse (77), Otter (55), Raupe (11), Warte (64), Lid (3), Rhone (31), Ukas (69), Nenze (37), Imre (47), Tenno (60), ego (52), Radom (71), Woronesh (10), Nestor (19), Ria (34), Ossete (24), Ratgeb (72), Krone (59), Nantes (45), Tannat (39), sea (13), Ismene (75), Tbilissi (20), Apfel (4), Ade (36), Satte (27), Gras (56), Iskra (43), Rute (67), Gemme (16), Kur (62), Aware (53), Adele (49), Greis (73), Elena (9), Eisbahn (28).

Senkrecht: Tartu (5), Leuna (51), Isel (30), Norden (17), Sterz (65), ORWO (42), Harem (21), Eleve (6), Anion (38), Inn (26), Heer (57), Klaus (44), Stone (33), Noworossisk (1), Rosi (12), Emet (25), Gong (76), Oran (35), Erben (46), Habit (61), Sekt (7), Orest (22), Sinai (78), Tete (40), Reis (50), Neid (70), Anat (29), Neper (18), Adept (66), Eber (54), Laser (74), Seim (2), Arkose (58), Tau (14), Gnade (32), Agave (68), Selen (48), Ulema (63), Egeln (23), Mega (41), Raps (8).

Silbenkreuzworträtsel, Waagerecht: 1. Karate, 3. Repin, 4. Legende, 5. Mime, 6. Reigen, 9. Terzel, 11. Gare, 13. Lupe, 14. Gigolo, 16. Fragment, 17. Sekante.
Senkrecht: 1. Kader, 2. Telemeter, 3. Rederei, 7. Genre, 8. Liga, 10. Zellulose, 12. Regiment, 15. Mate.

Magisches Quadrat: 1. Klage, 2. Laser, 3. Asien, 4. Geest, 5. Ernte.
Um die Ecke gedacht: Regenpfeifer
Geschütteltes: Gera – Gare.
Ergänzungsrätsel: Barto(k) – Irin(a) – Base(l) – Ding(i) – Leine(n) – Rad(i) – Lake(n). – Kalinin.

Raten und Rechen:

5760	:	80	=	72
–		×		+
1872	+	24	=	1896
3888	–	1920	=	1968

Auflösung des Kreuzworträtsels (Quiz 22) aus Heft 23/1987

Waagerecht: 1. Korolenko, 7. Komsomol, 11. Velde, 13. Rappe, 14. Raabe, 15. Lamm, 17. Mus, 18. Album, 20. Dom, 21. Legal, 23. Ossa, 25. Erne, 28. Reis, 30. Pisa, 32. Kasan, 35. Ufa, 37. Arena, 39. Lena, 40. Tula, 41. Ata, 42. Star, 43. Lek, 44. tree, 46. Elektron, 48. Erek, 50. Umea, 51. Earl, 53. Krai, 55. Asti, 56. Ahle, 57. Guerilla, 60. ESER, 61. Ute, 62. Dana, 64. Lem, 65. Oder, 66. Iler, 67. Laffe, 69. Ana, 70. Kreml, 72. Iwan, 74. Naab, 76. Reno, 78. Lage, 80. Laura, 83. Pik, 85. Rache, 87. Bai, 88. Obst, 89. Raste, 90. Lenau, 91. Amado, 92. Niere, 93. Tbilissi, 94. Wolgograd.

Senkrecht: 1. Karmen, 2. Repin, 3. Lied, 4. Norm, 5. oval, 6. Oleg, 7. Kelle, 8. Sims, 9. Mamai, 10. Lissa, 12. Ebene, 16. Moser, 19. Bus, 22. Aras, 24. Spa, 26. Euler, 27. Matt, 29. Ilawa, 31. Spektrum, 33. Aitmatow, 34. Areal, 36. Fall, 38. rar, 41. Akku, 43. Lese, 45. Rehe, 47. olim, 49. Rasur, 52. Amara, 53. Klon, 54. Radar, 58. Elf, 59. Reep, 62. Deneb, 63. Alba, 66. Ina, 68. Farad, 70. Korund, 71. Eichel, 72. Irbit, 73. Alibi, 75. Altai, 77. Einer, 79. Gobi, 81. Uran, 82. Asow, 83. Perl, 84. Klio, 86. Elen.
Lösung: Vulkan Mutnowski

Es gewannen:

1. Preis:
100,– M — Martin Hornbogen, Köthen, 4370
2. Preis:
75,– M — Willy Schulz, Pulsen, 8401
3. Preis:
50,– M — Isa Hirschfeld, Ohrdruf, 5807
4.–8. Preis:
je 25,– M — Mathilde Dinse, Greifswald, 2200; Harry Helten, Berlin, 1035; Erich Kirchübel, Karl-Marx-Stadt, 9075; Paul Oberpichler, Weida, 6508; Heinrich Schade, Leipzig, 7063.

Herausgeber: Zentralvorstand der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft
*
Verlag: Berliner Verlag
Verlagsdirektor: Erich Reimann
Lizenz-Nr. 231 des Presseamtes beim Vorsitzenden des Ministerrates der DDR
Druck: Berliner Druckerei, Artikel-Nr. (EDV): 500 405
Anzeigenverwaltung: Berliner Verlag, Karl-Liebknecht-Straße 29, Berlin, 1026
Anzeigenannahme: Berliner Verlag
Abt. Anzeigen, Tel. 2 70 32 77 und sämtliche Anzeigenannahmestellen Berlins und aller Bezirke der DDR. (Anzeigenpreisliste Nr. 10 vom 21. 4. 1983)
Auslandsanzeigen: INTERWERBUNG
Abonnementspreis: 1,75 M monatlich (26 Hefte im Jahr)
Inkassozeitraum: monatlich
Die Redaktion wurde 1973 mit dem Orden „Banner der Arbeit" Stufe I und 1984 mit dem Orden „Stern der Völkerfreundschaft" in Gold ausgezeichnet. Die Redaktion erhielt 1974 die Ehrennadel der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft in Gold, 1979 die Ehrennadel des Verbandes der sowjetischen Freundschaftsgesellschaften „Für Verdienste um die Freundschaft" und 1980 die Johann-Gottfried-Herder-Medaille in Gold.

KINDERSERIE ★ Kolobok bei den Sternbildern 3

Aufgepaßt! Gleich erlebt ihr meine Landung auf dem Tierkreiszeichen der Fische!

Die ungewöhnlichen Reiseabenteuer eines lustigen, pfiffigen Pfannkuchens – erdacht und gezeichnet von Valentin Rosanzew aus Moskau.

Petri Heil! Ihr seht ja so mürrisch aus! Beißen die Fische nicht?

Spotte nicht! Jedes Kind weiß, daß die Fische unsere Flüsse verlassen haben...

1

Dann eßt doch einfach Schnitzel, Broiler, Bratwurst, Obst oder Gemüse!

2

Wir essen nur Fische. Wenn sie nicht bald zurückkehren, müssen wir verhungern!

Da es keine fliegenden Fische sind, leben sie noch im Fluß. Ich ködere mit Teig.

3

4

Oh, wie köstlich! Welch ein Leckerbissen!

Tatsächlich! Die Tiere haben sich an Würmern und Fliegen überfressen! Sie ekelten sich vor ihnen, deshalb biß keiner mehr an!

5

6

Ich zeige euch, wie man Felder bestellt, Getreide züchtet, Mehl mahlt und daraus Teig macht!

7

Viele Monate habe ich nur Fisch gegessen. Wir Erdenbewohner werden krank, wenn wir uns so einseitig ernähren. Ich muß fort!

8

Ich schick' euch einen Experten von der Erde, der hier Fischteiche anlegt. Dann braucht ihr nicht mehr so mühselig zu angeln!

9

Fortsetzung von Seite 35

Der Fuchs bricht aus

„Dort ... der Fuchs!“
„Der Fuchs! Der Fuchs!“
„Der Fuchs läuft nach hinten!“
Nein, er läuft nicht, er fliegt. Der Rücken des Hügels ist flach, und lange Zeit ist der Fuchs noch oben zu sehen, bevor er die Mulde erreicht.
Hätte er nur einen Augenblick Zeit, sich umzusehen, würden nicht gerade in diesem Augenblick zwei Schüsse knallen, wäre er auch schon gerettet. Dann würde er nämlich sehen, wo die Treiberkette endet und daß kaum fünf oder sechs Menschen vor dem Waldrand stehen. Dann wäre er vorwärts gelaufen, wo der Kessel seine Öffnung hatte, und nicht nach hinten, dem Unheil entgegen.
Er ist schon todmüde, hält es vor Angst kaum noch aus, doch seine Nerven bleiben intakt. Sie lassen ihn nicht im Stich, wie man es bei den Hasen sehen kann. Sie treiben ihn nicht blindlings in die Falle. Die Hasen sehen die Welt schon auf dem Kopf stehen. Die Angst macht die Zahmsten kühn, oft zu verwegenen Helden.
Nicht so der Fuchs. Der spekuliert, schlaumeiert, läßt sich nicht kleinkriegen. Zehnmal mißlingt der Versuch, da wiederholt er ihn eben das elftemal. Er denkt, beobachtet, berechnet. Ganz untertänig windet er sich zwischen den rennenden Hasen hindurch, tritt vor ihnen sogar beiseite. Und die nehmen ihn gar nicht wahr.
Böse Zeiten, wenn sich die Lebensordnung verkehrt. Zwischen Bülten duckt sich der Fuchs und schleicht hinter den Hasen her wie ein Bettler hinter dem Spender. Und wenn er sich irgendwo sehen läßt, ertönt aus zwanzig Kehlen der siegesgewisse, feindselige Schrei:
„Der Fuchs! Links vorn ... der Fuchs!“
Ein ganzes Heer marschiert gegen ihn auf. Der Fuchs flüchtet ins Tal, um wenigstens nicht gesehen zu werden.
Der Höllenlärm martert ihn schrecklich, bringt ihn aber nicht von Sinnen. Er beobachtet die wahnwitzigen Wege der Hasen und sucht das Tor der Erlösung. Manchmal glaubt er, es schon gefunden zu haben. Aber dort ist es noch nicht. Keine kleinliche Finte, kein schmutziger Trick wird verschmäht. Alles will er versuchen. Und schämt sich gar nicht dabei.
Endlich entschließt er sich doch, steift die Lunte zur Standarte und schnürt los. Seine weißen Fänge blinken, die Zunge ist rot wie Glut. Gleich schreit es von allen Seiten:
„Der Fuchs! Achtung, der Fuchs! Nicht auslassen, den Fuchs!“ Der Fuchs ist aber schon taub für den Lärm. Er flüchtet schnurstracks dem offenen Tor entgegen, durch das die Hasen vor ihm ohne Schuß entkommen sind.
„Aufpassen ... Achtung ... Nicht auslassen!“
Unbeirrbar folgt der Fuchs den Spuren der törichten Hasen. „Achtung! Halt! Fuchs, halt!“
Er aber sieht alles, beobachtet alles, das Laufen der Treiber, das Schwenken der Stöcke, ihren sausenden, schwirrenden Flug. Umsonst alles Lärmen, das Laufen und Drohen, alles umsonst. Der Fuchs ist seitwärts entkommen. Unverletzt.
Manche lachen darüber, aber die meisten Treiber sind wütend.
„Warum bist du nicht gerannt, du, Peter?“
„Ich bin ja gerannt wie der Teufel.“
„Warum habt ihr nicht geschrien, Mostschädel, blöde!“
„Wir haben uns heiser geschrien, aber was hört der aufs Wort.“
„Jetzt ist er weg.“
„Ja, der ist weg.“
Die Schüsse werden seltener.
Die Ordnung löst sich auf. In Gruppen suchen die Leute den festeren Weg durch den Schlamm. Witze und Fragen fliegen: „Wieviel hast du geschossen?“
Die Treiber schleppen die Hasen, kaum daß die Hände ausreichen. Unter den Arm geklemmt tragen sie das Zeichen ihres Amtes, den Stock. Je kleiner der Treiber, um so größer sein Stock. Einem Knaben ragt das Ende des Stockes hoch über die Schulter, wie ein Flintenlauf.
„Bist du zum Jäger avanciert, Marci?“
Der Knabe hat lachende Augen. Er winkt seinen Kameraden zu sich heran, sieht sich vorsichtig um, dann erst gibt er die Antwort:
„Also, merk dir das eine... Füchse treffe ich mit dem Stock genausogut, wie die da mit ihren Gewehren.“
Die Jäger essen Pogatschen und trinken Glühwein dazu. Das Wasser quatscht in den Schuhen, sie zeigen einander die Lehmklumpen an den Stiefeln und lachen. Sie warten auf das zweite Treiben.
Jemand kommt mit der Meldung.
„Hundertzwei Hasen.“
„Also doch. Großartig!“
„Aber der Fuchs ist weg.“
Weg. Die Fähe liegt längst im Dickicht, keuchend vom langen Dauerlauf, und horcht. Nichts Verdächtiges mehr zu merken. Nur der Hunger meldet sich wieder. Jetzt aber schon ganz fürchterlich, und der Abend ist noch weit. Sie wittert Schweiß. Ein angeschossener Hase hat sich auch in diese Deckung gerettet. Eben noch ein Leidensgefährte.
Aber nun schweißt er, ist krank und entkräftet.
Die Füchsin begibt sich langsam, bedächtig auf seine Spur.

Erschienen im Corvina-Verlag, Deutsch von József Sternberg

ANZEIGE

Geschenke aus der Genossenschaft Zádruha

Das Volkskunstschaffen zu erhalten, dessen Niveau zu erhöhen und seinen Schöpfern materielle Unterstützung zu geben, ist seit fast hundert Jahren Anliegen der Genossenschaft Zádruha. Weitgehend dieser Genossenschaft ist es zu danken, daß die Volkskunst in der ČSSR lebendig geblieben ist, daß ihr junge Leute nicht nur in Form von Museumsexponaten begegnen. Immer aufs neue bezaubern die Stickereien, Spitzen, bemalten Keramiken, Ostereier, Trachten und Puppen der geschickten Laien aus allen Teilen des Landes durch natürliche Schönheit und Ideenreichtum.

Zu den reizvollsten volkskünstlerischen Arbeiten gehören die Ostereier. Noch heute ist ein Osterfest in unserem Nachbarland ohne reizvoll verzierte Eier undenkbar. Alljährlich finden die mit Stroh beklebten kleinen Kunstwerke aus der Mährischen Slowakei oder die gestochenen aus der Umgebung von Přelouč und Mittelböhmen reißenden Absatz. Etwa tausend Frauen beherrschen noch diese Kunst und beliefern Zádruha.

Die Genossenschaft kauft auch Volkstrachten von der Bevölkerung und restauriert sie. Dafür interessieren sich mit der ČSSR verbundene Kunden im Ausland, damit hilft sie aber auch vielen ethnografischen Gruppen und Filmproduktionen.

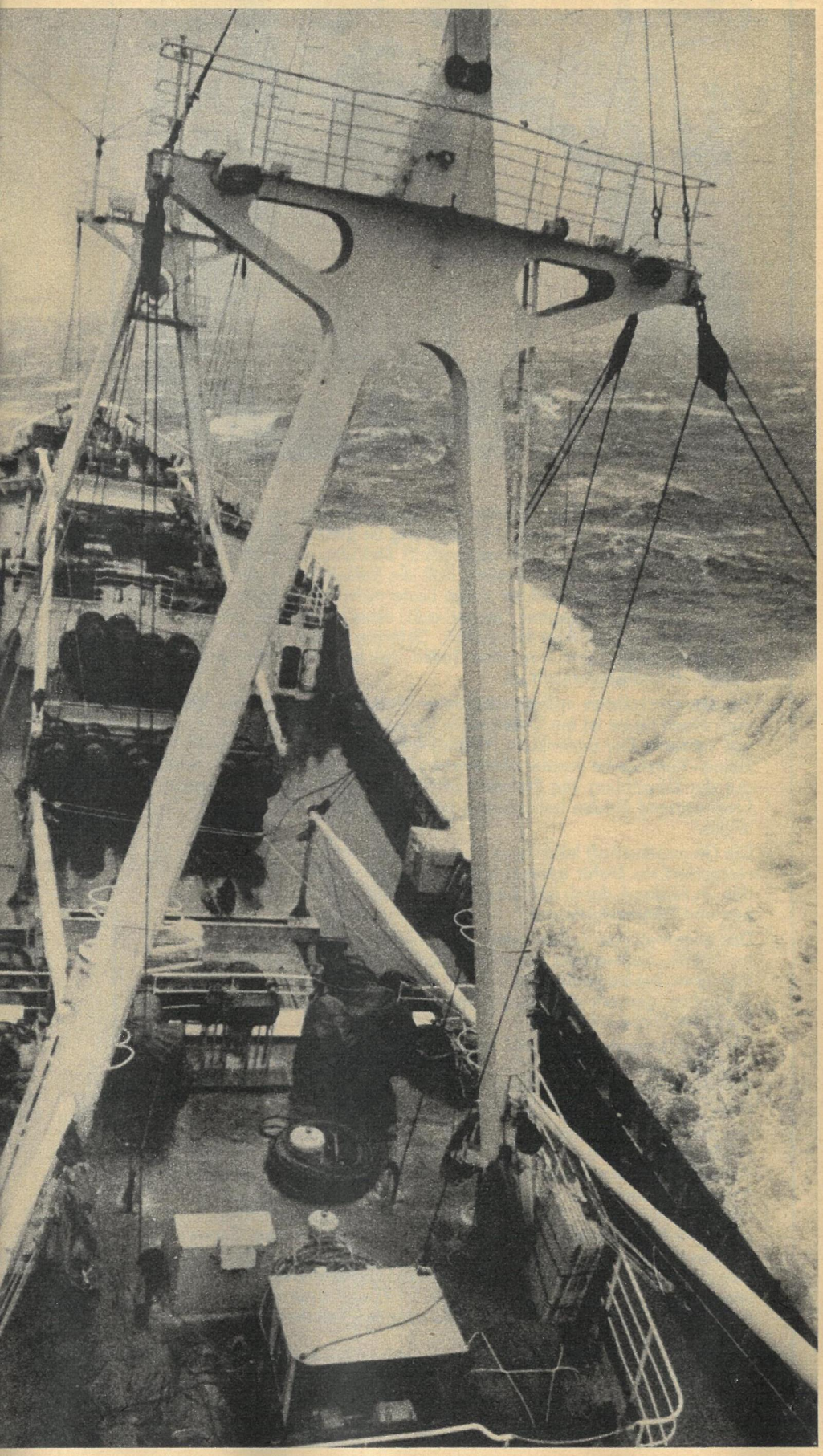
Das gegenwärtige Volkskunstschaffen dient einerseits der Erhaltung alter Werte, andererseits der Aktualisierung traditioneller Handarbeitstechniken. Als beispielsweise in Kasejovice die Weißstickerei in Vergessenheit zu geraten drohte, organisierte die Genossenschaft mehrere Kurse für Stickerinnen.

Übrigens bewertet seit 1974 eine künstlerische Fachkommission von Zádruha jedes Erzeugnis. So ist garantiert, daß der Charakter des Volkskunstschaffens, die Verwendung originalen Materials und traditioneller Muster gewahrt bleiben.

Um auch die Andeutung von Serienproduktion auszuschließen, werden die Exponate nur in begrenzter Anzahl verkauft. Und da die meisten Volkskunstartikel manuell hergestellt werden, gleicht kein Erzeugnis genau dem anderen. So nimmt nicht wunder, daß die Nachfrage im In- und Ausland groß ist. Zu den traditionellen Abnehmern gehören Frankreich, die BRD, Dänemark, Schweden, die USA und Mexiko. Exportiert werden vor allem Ostereier – etwa 100 000 pro Jahr –, Bijouterie aus Holz, die „Lieschen“ genannten Figuren aus getrockneten Maisblättern und mährisches Gebäck. Und natürlich ist Zádruha mit seinen Erzeugnissen auch auf Messen und Ausstellungen des Volkskunstschaffens im Ausland vertreten.

Mit Echolot und Netzsonde auf Fang

Nicht nur Fischers Fritze fischt frische Fische, wie es der bekannte Zungenbrecher behauptet. Im VEB Fischfang Rostock gehen täglich viele Hochseefischer auf Jagd nach dem silbernen Reichtum der Meere und zwar industriemäßig. Bei den Mengen, die wir für unsere Ernährung benötigen, wäre es anders auch gar nicht möglich. Die Schiffe des VEB Fischfang Rostock, Stammbetrieb des VEB Fischkombinat Rostock, sind mit der modernsten Technik ausgerüstet. Der begehrte Fisch wird elektronisch aufgespürt, mit Ultraschall. Da ist einmal das Vertikallot, mit dem der Standort der Fischschwärme im Fanggebiet ausgemacht wird. Ein zweites, ein Horizontal-Vertikallot, macht es möglich, während des Netzschleppens weitere Fischschwärme nicht nur unter, sondern auch vor dem Schiff zu erkunden. Zusätzlich zur Kontrolle ist an der oberen Maulleine des Fanggerätes eine Netzsonde angebracht, die über Kabel mit dem Fangschiff verbunden meldet, ob und wieviel Fische ins Netz gehen.



Überdimensionale Unterwasserfallen

Und dann die Netze mit ihren unvorstellbaren Ausmaßen. In die bis zu 75 m × 75 m große Öffnung der in der DDR entwickelten Jagernetze paßt bequem ein 20stöckiges Hochhaus. Die am weitesten verbreitete Fangmethode ist die Schleppnetzfischerei, wobei sich vor allem die pelagische Fischerei durchgesetzt hat. Hierbei können die Fischer das Fanggeschirr auf verschiedene Wassertiefen einstellen, je nachdem, wo sich der Fisch befindet. Verwendet werden dabei die schon erwähnten Jagernetze mit ihrer riesigen Öffnung, die außerdem noch einen geringeren Schleppwiderstand gegenüber herkömmlichen Netzen haben.

Wo die Rostocker Hochseefischer ihre Netze ausbringen, richtet sich nach internationalen Abmachungen und einem vertretbaren Aufwand-Nutzen-Verhältnis. Solche internationalen Fangplätze befinden sich beispielsweise im Nordost- und Nordwestatlantik sowie vor den Küsten Afrikas.

Modernste Supertrawler

Die mehr als 40 großen Fischereischiffe des VEB Fischfang Rostock sind auf allen internationalen Fangplätzen bekannt und arbeiten nicht selten mit Schiffen anderer sozialistischer Länder zusammen. Zu den modernsten Fahrzeugen unserer Fischereiflotte gehören die Atlantik-Supertrawler, Fang- und Verarbeitungsschiffe mit einer Länge von 102 m, einem Rauminhalt von 3200 BRT und 90 Mann Besatzung.

Ergänzt wird diese Fischereiflotte durch Kühl- und Transportschiffe, die weiter entfernt fischende Schiffe mit allen auf dem Fangplatz benötigten Dinge, wie Fangtechnik, Treibstoff, Lebensmittel usw., versorgen und den gefrosteten Fang übernehmen, um ihn in die Heimat zu bringen. So und durch einen regelmäßigen Austausch der Besatzungen ist es möglich, die Einsatzzeit der fischenden Fahrzeuge – normalerweise etwa drei Monate – bis auf zwei Jahre auszudehnen. Es kann mehr Fisch gefangen und sehr viel Treibstoff gespart werden.

Der Besatzungsaustausch erfolgt zum Teil fliegend. An bestimmten Abenden kann man die Männer auf dem Flughafen Berlin-Schönefeld eine IL 62 besteigen sehen, die sie zum Beispiel nach Luanda bringt. Vom Hafen der angolanischen Hauptstadt aus geht es dann mit dem Schiff weiter. Auf diese Weise gelangen die Austauschbesatzungen zu den in internationalen Gewässern liegenden Fang- und Verarbeitungsschiffen, um ihre Kollegen nach rund 100 Tagen an Bord abzulösen.

Mechanisierte Verarbeitung

Und während dieser 100 Tage fangen die Männer an Bord den Fisch, soviel wie möglich, denn auch die Fangprämie soll ja stimmen. Kaum an Bord, beginnt sofort die Verarbeitung des Fisches. Nach dem Öffnen des Netzsteerts ergießt sich der silberne Strom in die Bunker und auf die Transportbänder. Jedes unserer modernen Fischereischiffe verfügt über die erforderlichen Fischbearbeitungsmaschinen und Gefrieranlagen.

In einer Fischmehlanlage stellt man außerdem aus den Abfällen und dem nicht für die menschliche Ernährung geeigneten Teil des Beifanges Fischmehl als hochwertiges Viehfutter und Fischöl her. Auf einem Supertrawler können beispielsweise täglich bis zu 120 Tonnen Fisch zu Frostware und Fischmehl verarbeitet werden.

Ist der Fang gut, d. h. wurde ein voller Steert geleert, haben die Männer des Bereiches Fischverarbeitung unter Deck alle Hände voll zu tun. Der Fisch muß schnell sortiert, verarbeitet, gefrostet und verpackt werden. Tempo und Geschicklichkeit jedes einzelnen sind gefragt. Transportbänder sowie Sortier- und Filetiermaschinen erleichtern den Männern die Arbeit.

Kuddeldaddeldu würde staunen

Jeder wird verstehen, daß die moderne Technik an Bord der Rostocker Fang- und Verarbeitungsschiffe nur von versierten und gut ausgebildeten Besatzungen gemeistert werden kann. Deshalb widmet der VEB Fischfang Rostock dem Facharbeiternachwuchs große Aufmerksamkeit. Jungen, die nach erfolgreichem Abschluß der 10. Klasse in zwei Jahren „Vollmatrose der Hochseefischerei" werden möchten, erhalten eine gründliche und umfassende Berufsausbildung. Im VEB Fischfang Rostock werden befähigte Jungen in drei Jahren auch zum „Vollmatrosen der Hochseefischerei" mit Abitur ausgebildet. Der Betrieb ist sehr daran interessiert, junge Facharbeiter nach einer entsprechenden Fahrzeit zur Ingenieurhochschule für Seefahrt zu schicken, um sie nach einem entsprechenden Studium als nautische Offiziere einsetzen zu können.

Alles beginnt aber erst einmal an der Betriebsberufsschule „John Schehr" und in den Lehrwerkstätten, wo der theoretische und berufspraktische Unterricht erfolgt. Jungen, die nicht aus Rostock oder der näheren Umgebung stammen, finden im Lehrlingswohnheim vorübergehend ein gemütliches zweites Zuhause. Bei den Hochseefischern bleibt der Heimatort Wohnsitz. Während der Freizeit zwischen den Reisen ist aber auch ein Aufenthalt im „Haus der Hochseefischer" in Rostock möglich, wenn auf eine Heimfahrt verzichtet wird.

Im Verlauf der Berufsausbildung ist auch ein Einsatz der Lehrlinge an Bord der Fang- und Verarbeitungsschiffe vorgesehen. Dabei können sie dann das bis dahin erworbene Wissen und Können in der Praxis erproben. Die Aufgaben eines Vollmatrosen umfassen sämtliche fischereitechnischen und seemännischen Arbeiten an Bord. Vor jeder Fangreise hilft er bei der Ausrüstung seines Schiffes, beim Verstauen der Netze und des Fischereizubehörs. Während der Reise zum Fanggebiet leistet er Wachdienst auf der Brücke. Dazu gehören Ruderdienst, Ausguck und Kontrollgänge. Der Vollmatrose richtet im Kollektiv die Geräte und Einrichtungen für den Fischfang her. Während des Fanges bedient er die erforderlichen Decksmaschinen, kontrolliert und repariert sie auch, wenn mal eine Panne auftritt.

Jeder hat eine Chance

Aber es gibt nicht nur Matrosen an Bord. Eine weitere Berufsgruppe auf den Fang- und Verarbeitungsschiffen sind die „Facharbeiter für Lebensmitteltechnik" der Spezialisierungsrichtung Fischverarbeitung. Sie bedienen die Maschinen zur Be- und Verarbeitung des gefangenen Fisches, die Anlagen zur Gefrierfrostung und zur Einlagerung. Ihre Aufgabe besteht außerdem darin, während der Fangreisen diese Maschinen ständig zu kontrollieren und zu warten. Auch für diese zweijährige Berufsausbildung ist der erfolgreiche Abschluß der 10. Klasse Voraussetzung.

Die wachsenden Aufgaben unserer Fischfangflotte räumen auch Facharbeitern anderer Berufe Entwicklungsmöglichkeiten an Bord ein. Als Produktionsarbeiter in der Fischverarbeitung benötigt man keine spezielle Berufsausbildung. Voraussetzungen für eine Bewerbung sind ein Mindestalter von 18 Jahren und ein guter Gesundheitszustand. Bei vorhandenen Voraussetzungen kann sich jeder zum Meister, ja sogar zum Ingenieur qualifizieren. Danach ist die Übernahme einer leitenden Tätigkeit im Bereich Fischverarbeitung an Bord möglich.

Rechtzeitig informieren!

Für eine Berufsausbildung zum „Vollmatrosen der Hochseefischerei" und „Facharbeiter für Lebensmitteltechnik" werden vor allem die Schüler der 7. und 8. Klassen sowie der 9. Klasse bis zum 1. Schulhalbjahr aufgefordert, sich umgehend über ihre Berufschancen im VEB Fischfang Rostock zu informieren.

Auch wer als Produktionsarbeiter im Bereich Fischverarbeitung an Bord gehen möchte, wird von uns ausführlich beraten.

Unsere Anschriften lauten:

- VEB Fischfang Rostock
  Stammbetrieb des VEB Fischkombinat Rostock
  Am Fischkombinat 11, Rostock 5, 2510
- Werbe- und Inforamtionsstützpunkt des VEB Fischfang Rostock, Laurinstraße 5, PF 430, Dresden, 8010
- Werbe- und Informationsstützpunkt des VEB Fischfang Rostock, Stephanusstraße 12, Halle, 4020

Reg.-Nr. 141/III/87

Geld heiligt die Mittel

Es war einmal ein Pope[1]), dessen Geldgier war so unermeßlich groß, daß sie sich nicht in Worten beschreiben läßt. Und es war einmal ein Pan[2]), der liebte seinen Hund mehr als alles andere auf der Welt.

Eines Tages starb der Hund, und sein Herr beschloß, ihn wie einen Christenmenschen auf dem Friedhof, gleich neben der Kirche, beerdigen zu lassen.

Der Pan griff sich einen Sack voll Geld und lief damit zum Popen. „Hör mal, Pope! Ich will, daß man meinem Hund gleich neben der Kirche die Totenmesse lese." Als das der Pope hörte, fiel er vor Schreck fast in Ohnmacht, begann zornig mit den Füßen zu trampeln und schrie: „Der Herrgott wird Euch dafür bestrafen!" Der Pan blinzelte jedoch listig und zeigte auf den Sack voller Geldstücke. Dem Popen juckten die Finger, als er das viele Geld sah, und er murmelte: „Auf geweihter Erde einen Hund zu begraben gehört sich nun wahrhaftig nicht. Aber was ist zu machen, wenn einem dadurch das Himmelreich auf Erden winkt." Der Pope rief also den Kirchenchor zusammen, und der Hund wurde feierlich neben der Kirche in die Erde gesenkt.

Ein Monat verging, da ereilte den Popen eines schönen Tages die Nachricht, daß der oberste Kirchenherr persönlich in das Dorf käme. Dem Popen wurde angst und bange. Was wird, so dachte er, wenn ein Metropolit[3]) erfährt, daß neben dem Gotteshaus ein Hund begraben liegt? Verzweifelt suchte der Pope nach einem Ausweg. Da fiel ihm ein, daß ganz in der Nähe ein gescheiter Bursche wohnte, den man Iwan, den Pechvogel, nannte. Also zog er los, um sich bei diesem Rat zu holen. Der Pope trat in Iwans Hütte ein und entbot seinen Gruß. Iwan, der Pechvogel, aber reagierte nicht. Er saß auf einem Schemel und fütterte seinen Ziegenbock. Als der Pope Iwan sein Leid klagte, hörte dieser belustigt zu, dachte nach und sagte: „Wenn Ihr mir Euren Geldsack überlaßt, werde ich zum Metropoliten fahren und die Angelegenheit in Ordnung bringen." Der Pope, als er Iwans Vorschlag vernahm, verzog sein Gesicht, als hätte er einen Frosch verschluckt. Doch was blieb ihm anderes übrig, er mußte einwilligen, zu sehr saß ihm die Angst im Nacken. Iwan Pechvogel aber warf dem Ziegenbock einen Riemen über die Hörner und machte sich mit ihm auf den Weg nach Kiew. Als er den Metropoliten ausfindig gemacht hatte, trat er geradewegs vor ihn hin und bat um Gehör.

„Was ist dein Begehr, Sklave Gottes?" rief dieser zornig, als er den Ziegenbock neben Iwan erblickte.

„Ich kam, Heiliger Vater", begann Iwan schüchtern, „um dieses Geschöpf hier zum Popen weihen zu lassen." Und dabei zeigte er auf den Ziegenbock. Als das der Metropolit hörte, stampfte er mit seinem Fuß auf und brüllte mit sich überschlagender Stimme: „Hinaus mit dir, Unwürdiger!" Iwan Pechvogel aber zog den Geldsack hervor, öffnete ihn und zeigte dem Kirchenherrn schweigend den Inhalt. Sein Schweigen aber hieß: Schau dir das erstmal an, überlege – und dann befiehl!

Der Metropolit, als er den Schatz erblickte, zog seinen Kopf zwischen die Schultern und dachte: Geld heiligt die Mittel. Laut aber verkündete er: „Es steht nicht geschrieben, daß ein Ziegenbock die Priesterweihe erhalten dürfe. Es steht aber auch nirgends, daß es verboten sei." Er nahm also das Geld, weihte den Ziegenbock zum Popen und überreichte Iwan Pechvogel obendrein auch noch eine Urkunde.

Iwan geleitete den Ziegenbock in sein Dorf zurück, hing ihm ein Kreuz um den Hals und harrte der Ankunft des Kirchenvaters.

Und der ließ tatsächlich nicht lange auf sich warten.

Alles geschah, wie der Dorfpope es befürchtet hatte: Der Metropolit hatte kaum seinen Fuß in die Kirche gesetzt, als ihm auch schon zugetragen wurde, daß gleich neben dieser auf dem Friedhof ein Hund begraben liege. Darauf rief er aus allen benachbarten Dörfern die Geistlichen herbei, um Gericht abzuhalten.

In dem Augenblick aber, als der Metropolit seinen Mund öffnete, um über den Dorfpopen, den Gotteslästerer, einen schrecklichen Richtspruch zu fällen, vernahm er ganz in der Nähe das Mekkern eines Ziegenbocks! Er schaute sich um – und erstarrte.

Iwan Pechvogel, als er hörte, der Metropolit hole alle Popen des Umkreises zusammen, hatte seinem Ziegenbock den Riemen über die Hörner geworfen, sich die Urkunde gegriffen und war ebenfalls zur Versammlung gelaufen.

Als nun der kirchliche Würdenträger sah, daß Iwan mit seinem Ziegenbock im Begriff war, die Kirche zu betreten, da rief er schnell: „Auch ein Hund ist ein Geschöpf Gottes, und deshalb ist es keine Sünde, daß er in geweihter Erde seine letzte Ruhestätte fand!" Nach diesen Worten entließ der Metropolit alle Popen wieder in ihre Dörfer. Dann befahl er seinem Kutscher, die Pferde anzutreiben – und ließ nur noch eine Staubwolke hinter sich zurück.

Marussja, die Kosakentochter

Es lebte einmal ein reicher Kosak[4]). Seine Tochter Marussja war das schönste Mädchen weit und breit und dazu auch noch demütig und folgsam. Viele Burschen bewarben sich um ihre Hand, doch Marussja lehnte jeden ab.

Eines Tages brach ein Krieg aus, und alle Männer, ob jung, ob alt, wurden zu den Waffen gerufen. Da sprach Marussja zu ihrem Vater: „Ihr seid schon alt und krank. Ich werde für Euch in den Kampf ziehen, laßt mir eine Kosakenuniform nähen." So sehr auch Vater und Mutter versuchten, der Tochter den Plan auszureden, Marussja blieb das erste Mal in ihrem Leben starrköpfig. Also kaufte der Vater ein feuriges Roß, nähte selbst seiner Tochter einen Kosakenrock, überreichte ihr einen Säbel und begleitete sie zum Regiment.

Das Regiment zog in die Schlacht, und Marussja schwang den Säbel wie ein echter Kosak. Sie bewies Mut, Kraft und Tollkühnheit – mehr als alle anderen. Und so geschah es, daß zwei junge Offiziere auf sie aufmerksam wurden. Sie schlossen eine Wette ab. Der eine behauptete, Marussja sei ein Mädchen, der andere, sie sei ein schöner, tapferer Junge. Der erste sagte: „Nach dem Krieg werde ich das Mädchen durch meine Tauben rauben lassen. Dann werden wir ja sehen, wer von uns beiden recht behält." Und so geschah es. Der Krieg ging zu Ende, und die Kosaken kehrten in ihre Dörfer zurück. Auch Marussja. Vor Freude wußten ihre Eltern nicht, wo sie ihrer Tochter einen Ehrenplatz anbieten sollten. Marussja aber legte sich im Garten zur Ruhe. Um Mitternacht flatterten zwei Tauben vom Himmel herab, hoben Marussja mitsamt ihrer Schlafstatt auf ihre Flügel und flogen mit ihr über das Meer. Als die Tauben die Meeresmitte überflogen hatten, wachte Marussja auf und erblickte unter sich Wasser, so weit das Auge reichte. Über ihr aber blinkten ganz nahe Mond und Sterne. Als die Tauben ihr erzählten, was geschehen sei, zog Marussja einen Ring von ihrem Finger, warf ihn ins Meer und schwor: „Sollte ich in der Fremde heiraten müssen, so will ich mit meinem Mann und seinen Eltern kein Wort reden. Solange, bis ich diesen Ring wiedersehe."

Nun, der junge Offizier, der behauptet hatte, Marussja sei ein Mädchen, gewann seine Wette – und nach einer Woche, vielleicht waren es auch zwei, vermählte man die jungen Leute miteinander. Marussja wurde eine folgsame Schwiegertochter. Doch alles, was sie tat, verrichtete sie schweigend. Eines Tages spülte Marussja am Fluß Wäsche und sah, wie ein Kater sich einen riesigen Hecht schnappte. Sie ergriff den Fisch, brachte ihn nach Hause, wusch und schuppte ihn. Und als sie begann, den Hecht auszunehmen, da fiel ihr klirrend der Ring vor die Füße und befreite sie von ihrem Schwur. Als der junge Ehemann hörte, daß sein Weib zu sprechen begonnen habe, lief er voller Freude zu ihr und rief: „Ach, du mein liebes Täubchen!" Marussja aber begann mit ihren Rockärmeln zu flattern und flog als Taube zum Fenster hinaus. Da überfiel den Burschen eine tiefe Traurigkeit. Er lief zu seiner Mutter und bat: „Gebt mir bitte die Tarnkappe. Ich will in die weite Welt ziehen und meine Frau suchen."

Endlich kam er in ein Dorf, und unsichtbar wie er war, kehrte er in eine Schenke ein. Da erblickte er an einem Tisch, inmitten anderer junger Frauen, seine Marussja, und er hörte, wie sie sprach: „Lieber Gott, wenn ich doch nur meinen lieben Mann wiedersehen könnte!" Da warf der junge Kosak seine Tarnkappe ab und rief: „Du wolltest mich sehen, da bin ich!"

Ach, wie glücklich war da Marussja...

Die Illustration zu dem Märchen findet ihr auf Seite 56.

Die Ukrainer

...sind das zweitgrößte Volk der UdSSR. In Kultur und Lebensweise gibt es viele Übereinstimmungen mit den Russen, vor allem mit der im südlichen Teil der RSFSR lebenden russischen Bevölkerung. Die Bezeichnung Ukraine wurde erstmals im 16. Jahrhundert verwandt und erhielt erst im 19. Jahrhundert allgemein nationale Bedeutung. Die Ukrainer leben vorrangig in der Ukrainischen SSR, Kurzbezeichnung: Ukraine.

Gegründet: am 25. 12. 1917.

Bevölkerung: Die Ukraine hat 49 700 000 Einwohner, 42 347 000 Sowjetbürger sind ihrer Nationalität nach Ukrainer.

Lage: Die Ukraine liegt im Südwesten des europäischen Teils der Sowjetunion.

Territorium: Die Fläche der Ukraine beträgt 603 700 km².

Hauptstadt: Kiew.

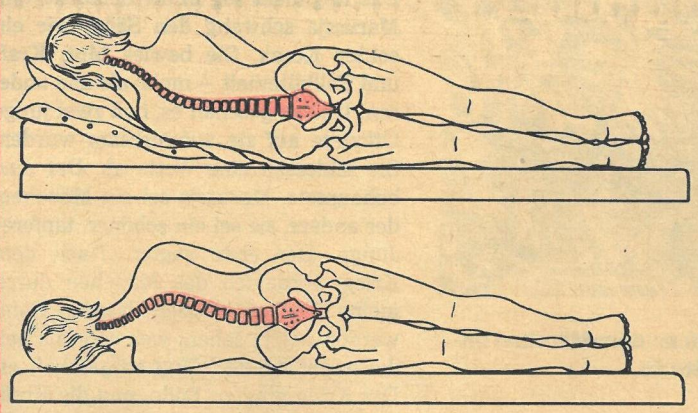
Die Märchen für diese Serie wählte Gabriele Kleiner aus, die auch die Übersetzung aus dem Russischen besorgte.
Redaktion: Gisela Reller

1) Pope: Geistlicher der russisch-orthodoxen Kirche
2) Pan: Feudaler Großgrundbesitzer im alten Polen und in der Ukraine
3) Metropolit: Erzbischof, Vorsteher einer Kirchenprovinz
4) Kosaken: Seit dem 15. Jh. freie, kriegerische Gemeinschaften in Südrußland und der Südukraine

Damit Sie wieder aus der Hüfte kommen!

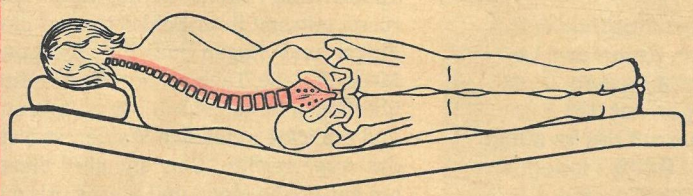
Ein Muskelkurs von OMR Prof. Dr. Arnold Großhans

FOLGE 3



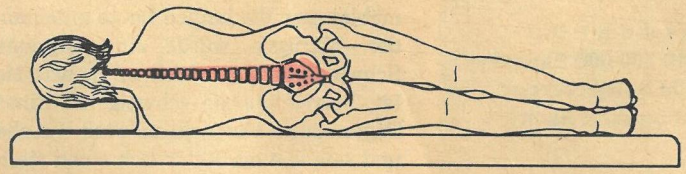
So liegt man falsch

Eine zu hohe oder zu flache bzw. gar keine Kopfunterlage verursacht Schädigungen in der Hals- und Brustwirbelsäule und führt zu Muskelverspannungen in diesen beiden Bereichen.



Durch die zu weiche Unterlage hängen die schwersten Punkte des Körpers (Rumpf und Gesäß) durch. Es kommt zur Überlastung der gesamten Wirbelsäule. Beschwerden im Nacken und im Bereich der Lendenwirbelsäule können die Folge sein.

Wie man richtig liegt



Die Wirbelsäule sollte parallel zur Unterlage verlaufen. Das flache Kopfpolster gleicht den Abstand zwischen Kopf und Schulter aus.

Das Liegen ist für den gesamten Organismus und ganz besonders für den Bewegungsapparat eine Entlastungs- und Ausruhehaltung. Auch hierbei gibt es einiges, was man beachten sollte, damit man sich morgens nicht wie gerädert fühlt. Liegt man zum Beispiel auf einer zu weichen Unterlage, dann hängt der Körper am schwersten Punkt – Rumpf- und Gesäßbereich – durch. Das belastet die Wirbelsäule und die sie umgebende Muskulatur. Den gleichen Effekt bewirkt eine zu hohe Kopfunterlage. Bandscheiben und Bandapparat werden dabei strapaziert, die Muskulatur verkrampft sich – Gelenke und Muskeln reagieren mit Schmerzen. Zum richtigen Liegen ist eine feste Matratze wichtig. Bei seitlicher Lage sollte ein kleines Kissen den Abstand zwischen Kopf und Schultern ausgleichen. In Rükkenlage bewirkt ein kleines Polster unter dem Kopf, daß der Nacken gerade bleibt. Bei vorhandenem Hohlkreuz schafft ein kleines Polster unter den Knien den nötigen Ausgleich. So gelagert, vermeidet man zusätzliche Belastungen, und die genannten Beschwerden werden verhindert. Natürlich gilt hierbei, daß man nun nicht stocksteif im Bett verweilt. Doch dafür sorgt die Natur des Schlafs von selbst – jeder Mensch wechselt im Laufe der Nacht mehrmals seine Körperlage. Sollte es vorkommen, daß man morgens trotz fester Unterlage und richtigem Kopfpolster mit Kreuzschmerzen erwacht, können vorgeschädigte Bandscheiben die Ursache dafür sein. In diesem Falle tut es gut, sich vor dem Aufstehen einige Minuten in Seitenlage mit angewinkelten Beinen zusammenzukauern und das Kinn auf die Brust zu drücken. Das entlastet die Wirbelsäule. Viele Menschen haben die Gewohnheit, im Bett zu lesen. Auch hierzu eine Empfehlung. Der leicht angewinkelte Kopf (Kinn auf der Brust) bewirkt dabei zunächst eine Entlastung der Bandscheiben im Nackenbereich – aber nur für wenige Minuten. Nach längerer Zeit ermüdet unweigerlich die tiefe Halsbeugermuskulatur. Um dem zu entgehen, muß man den Kopf mit einer höheren Unterlage als zum Schlafen stützen. Aber länger als 10 bis 15 Minuten sollte man das Lesen im Liegen nicht ausdehnen, sonst kommt es zu einer Verkrampfung der Nacken- und Schultermuskulatur. Was man beim Stehen und Gehen beachten sollte, ist das Thema unserer nächsten Folge.

Alles hat seine zwei Seiten, aber die Körperhaltung, die man normalerweise zum Schlafen einnimmt, hat sogar vier: Auf dem Rücken, auf dem Bauch, auf der linken und auf der rechten Seite. Egal wie, endlich ausstrecken, denkt mancher nach einem anstrengenden Tag und kuschelt sich wohlig ins mollig-weiche Bett... Doch Vorsicht: „Es zeigt sich, daß der Körper unter Ruhe nicht dasselbe versteht wie wir", schreibt der Feuilletonist Heinz Knobloch in „Sibylles Kopfkissenbuch – Rund um das Bett". Unsere müden Knochen wollen es gar nicht so weich haben. Die Quittung für Unterbett und ausgelegene Matratze geht durch Mark und Bein. Damit sich der Körper wirklich erholt und entspannt, ist es nicht gleichgültig, wie man sich bettet. Darum geht es unserem Autor in der dritten Fortsetzung seines Muskelkurses.

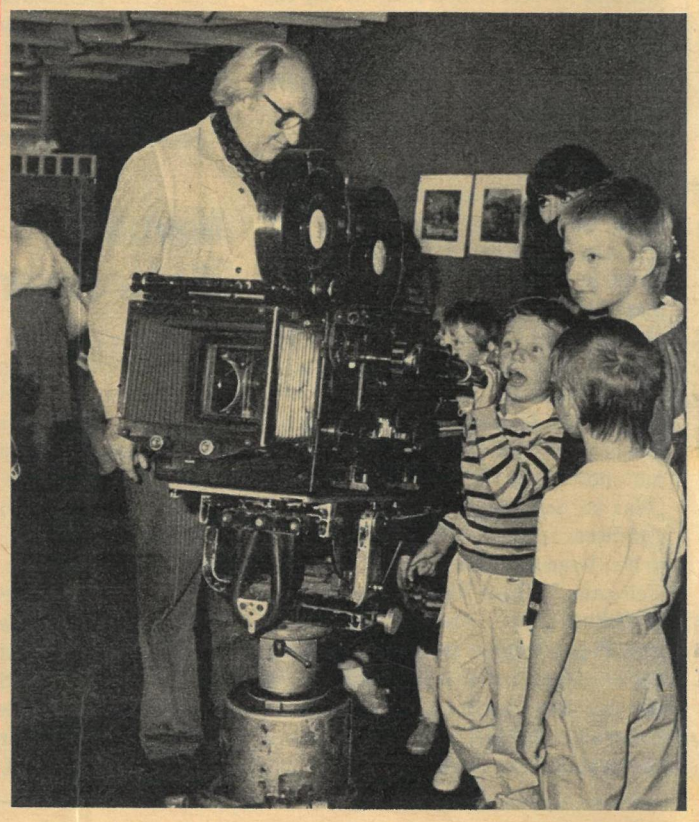
Zeichnungen: Dr. Bernd Schönberger

Hase und Wolf auf Reisen

Kürzlich ging es hoch her in der Karl-Marx-Städter Stadthalle. 500 Kinder konnten miterleben, „was beim Film so geschieht, was man hört und was man sieht", wie es im neuen Kinderfilmfestlied heißt. Diesmal ließen sich die Veranstalter etwas Besonderes einfallen. Hatten sie doch im Historischen Berliner Festumzug zwei Filmhelden entdeckt, die schon Hunderte Male zum Jubel der Kinder über den Bildschirm jagten: Hase und Wolf, die berühmten sowjetischen Trickfilmfiguren. Sie waren d i e Überraschung beim 13. Kinderfilmfest, auf dem es recht gespenstisch zuging. Rolf Losanskys „Schulgespenst" war der Film des Tages. Zum „Treffpunkt Regiestuhl" stieg man in eine Spukgrotte und aus der DEFA-Geräuscheküche drangen unheimliche Laute. Kameramann Helmut Grewald (Foto unten) hatte sogar eine echte Studiokamera mitgebracht.

Addi Jacobi, Karl-Marx-Stadt

Inzwischen sind Hase und Wolf in unsere Redaktion, ihr Dauerquartier, zurückgekehrt. Sie machen sich aber gern wieder auf die Reise zu anderen Kindern – für einen kleinen Obulus zugunsten des FREIE WELT-Solidaritätskontos.



Preisfrage

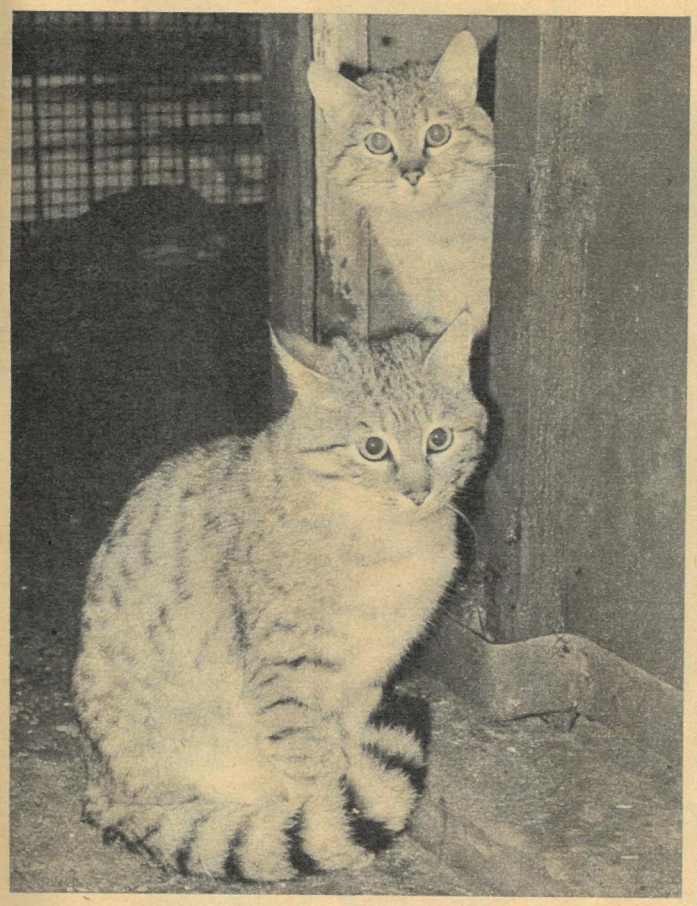
Heft 26/87

Was könnte die Senkung der jährlichen Weltrüstungsausgaben um nur ein Prozent in der Welt bewirken?

Die Lösung finden Sie in einem Beitrag dieses Heftes. **Zum Jahresabschluß sind 2 × 50 Mark zu gewinnen.** Das Los entscheidet. Auflösung in Heft 2/88. Ihre Postkarte mit ausgeschnittener Marke – siehe Schere – und Antwort schicken Sie bitte an Redaktion FREIE WELT, Postfach 9, Berlin, 1056. Briefe werden nicht gewertet. Einsendeschluß: 30. Dezember 1987. Auflösung von Heft 24/87: 200. Wir gratulieren Christine Koop, Dresden.

Wer schreibt uns?

Wir suchen Brieffreunde bis 25 Jahre. Unsere Klubsektionen: Philatelie, Philokartie, Phantastik, Modellbau, Rockmusik u. a. UdSSR, Dom Kultury „Dnepr", KID „Rowesniki", Tjumenskaja obl., 626 726 Nojabrsk-3, pos. SMP UTShS.



Wildkatzen

Als Leningrad-Besucher möchten wir den Mitarbeitern des dortigen Zooparks ein ehrliches Lob aussprechen. Trotz der Enge in dem 113 Jahre (!) alten Stadtzoo beweist die Verfassung aller Tiere, daß Pfleger und Wissenschaftler mit großer Einsatzfreude bei der Sache sind.

H. und E. Waldner, Erfurt

Zu den selten gezeigten Säugern der Leningrader Kollektion (Bildbericht FW 25/87) gehört ein Paar Turkestanische Steppenwildkatzen. Diese schönen, den heißen Sommer über nachtaktiven Tiere bewohnen sandige Wüsten und Halbwüsten in Mittelasien. Im Roten Buch der gefährdeten Arten Kasachstans wird angegeben, daß sie sich mit Vorliebe in verlassenen Bauen von Fuchs, Waran oder Stachelschwein einrichten. Ihre Nahrung besteht vor allem aus kleinen Nagern (Springmäusen) mit geringem Anteil an Reptilien, Vögeln und Insekten. Tagesbedarf: 250 Gramm Frischfleisch. Bemerkenswert, daß die flinken Räuber ohne Trinkwasser auskommen; sie decken ihren Flüssigkeitsbedarf aus dem Gewebe der Beutetiere.

Hans Frosch

Ehrung für Wassil Bykau

„Das zweite Leben des Wassil Bykau" – der Beitrag gefiel mir (FW 22/87). Welche seiner Bücher sind schon in DDR-Verlagen gedruckt worden?

Obermaat Jörg Schalow, Saßnitz

Von Wassil Bykau erschienen in der „Spektrum"-Reihe des Verlages Volk und Welt unter anderen „Die Schlinge", „Wolfsrudel", „Der Obelisk". In einer zweibändigen Werk-Ausgabe brachte der gleiche Verlag die wichtigsten Erzählungen Bykaus gesammelt heraus. 1986 veröffentlichte Volk und Welt den Roman „Im Zeichen des Unheils". Die Erzählung „Die Kiesgrube" erscheint 1988. Während seines letzten Besuches in der DDR im Oktober dieses Jahres zeigte es sich, daß Bykau in unserem Lande eine große Lesergemeinde hat. Wegen seiner künstlerischen Leistungen im Zeichen deutsch-sowjetischer Verständigung wurde er bei dieser Gelegenheit mit dem Kunstpreis der DSF 1987 geehrt.

Helmut Zemke

Abschied von der Insel

„Matjora oder Denken bis zum Grund" (FW 22/87) hat mich sehr berührt. Das Buch von Rasputin „Abschied von Matjora" habe ich gelesen, diese poetische Schilderung des Lebens von Menschen auf einer Insel, die dem Fortschritt weichen und versinken soll, damit allen ein besseres Leben beschert wird. Was das Buch nicht hergeben konnte, das hat dieser Film für mich getan. Aufrüttelnde Szenen sind dabei und eindrucksvolle Gestalten. Die Liebe zur alten Heimat, auch wenn ein besseres Leben angeboten wird in neuen Häusern, das vermittelt dieser Film sehr ausdrucksstark. Auch das Ende erschüttert, als die letzten alten Bewohner von der Insel geholt werden sollen, weil die Überflutung beginnt. Dichter Nebel verhindert, daß die Insel gefunden wird. Rufe verhallen ungehört. Man geht tatsächlich ergriffen aus dem Filmtheater. Man muß sich bei den Schöpfern des Films bedanken.

Heinz Röllig, Leipzig

Aha-Effekt

Ihr Artikel zum Nardy-Spiel („Alt wie Methusalem", FW 24/87) erinnerte mich sofort

an eine Begegnung auf der Strandpromenade in Sotschi, die ich in einem Schnappschuß festhielt. Jetzt weiß ich, was gespielt wurde.

Karl-Heinz Richter, Suhl

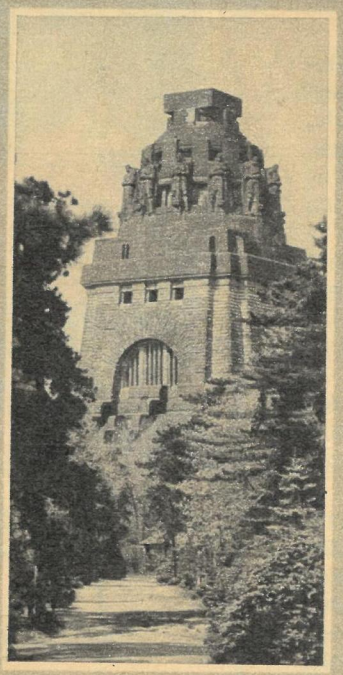
6 Millionen schwer

Zur „Beinahe-Generalprobe" im Heft 24/87 eine Frage: Wie alt ist das Völkerschlachtdenkmal?

Dirk Weber, Gera

Es enstand zwischen 1898 und 1913. Auf dem Schlachtfeld von Probstheida wurde es zur Erinnerung an die Toten und als Symbol des Sieges über die napoleonische Fremdherrschaft errichtet. Bereits ein Jahr nach der Völkerschlacht 1814 hatte der Dichter Ernst Moritz Arndt ein Ehrenmal gefordert und äußerte seine Vorstellung davon „... so muß es groß und herrlich seyn, wie ein Koloß, eine Pyramide, ein Dom in Köln". Ganz im Arndtschen Sinne entstand es, wenn auch 100 Jahre später: Grundfläche 5400 Quadratmeter, Breite am Fuße 124 Meter, Höhe 91 Meter. Eine Riesenpyramide aus 120 000 Kubikmetern Stampfbeton und 12 500 Kubikmetern Granitporphyr, gehauen in 26 500 Blöcke. Auf 6 Millionen Zentner (300 000 Tonnen) schätzt man das Gesamtgewicht. Die Baukosten betrugen 6 Millionen Mark.

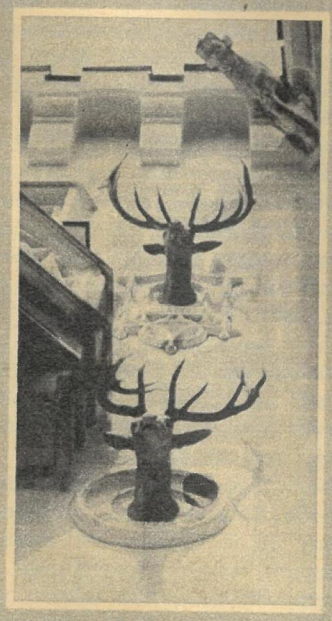
(Nach TOURIST Stadtführer-Atlas Leipzig)



Warum denn bremsen?

Nach langen Jahren wage ich mal wieder 'ne Zuschrift. Sie betrifft „Länger jung bleiben?" (FW 24/87). Hoffentlich looft mir kein Gerontologe übern Weg. Ich bin ein 75jähriger Uropa (drei Kinder und neun Enkel). Noch schmecken Zigarren und Grog. Aber warum **mit Gewalt** 120 Jahre jung bleiben?

Richard Hoche, Mühlberg



Weißer Magnet

Das Foto auf den Leserseiten im Heft 24/87 erinnerte mich an eine Fahrt von České Budějovice in den Böhmerwald. Bald nach der Stadtgrenze sah man auf einem Berg ein weißes Schloß in der Sonne – Hluboká. Schon aus der Ferne zog uns dieses Bauwerk wie ein Magnet an. Und ebenso prächtig wie der äußere Anblick ist der Innenhof.

Christel Nietzel, Berlin

Alexander Dymschiz

... von 1945 bis 1949 Leiter der Kulturabteilung der Sowjetischen Militäradministration, war nicht Kulturoffizier in Leipzig, wie irrtümlich in einer redaktionellen Fußnote zu Günther Rückers Erzählung „Augenblicke" (FW 24/87) angemerkt. Wir bitten den Autor und unsere Leser um Entschuldigung.

Redaktion: Ingrid Buchholz; Fotos: Heinz Patzig (2), Manfred Krause, Klaus Rudloff; Vignette: Martin Kotsch

Eine unkonventionelle Reisereportage von Bernd Siegmund (Text) und Manfred Bofinger (Zeichnungen)

Es war einmal vor langer, langer Zeit. Vierzehn Tage ist es vielleicht her. Oder noch zwei Tage mehr. Da jedenfalls geschah es, daß die siebenjährige Tochter eines meiner Freunde jäh von ihrem Kinderbuch abließ und interessiert aufblickte. „Ich möchte bloß wissen", sagte sie grübelnd, „warum die Zeichnungen in den Kinderbüchern immer so bunt sind. Das hat doch mit der täglichen Realität unseres Lebens nichts zu tun..." Wir guckten sie erstaunt an. Was ging bloß in dem Kind vor. Tägliche Realität...

„Ich weiß nicht", erwiderte scharf ihr Vater, „wo du das her hast. Ist mir auch egal. Doch eines sage ich dir: Ich möchte nicht noch mal erleben, daß du solche Worte sagst. Worte, die du nicht verstehst!"

„Wieso?"

„Was heißt hier wieso? Habe ich mich nicht klar genug ausgedrückt? Kinderbücher haben mit der täglichen Realität des Lebens überhaupt nichts zu tun. Deshalb sind sie so schön bunt. Und damit basta!"

„Aber ich habe auch einige Kinderbücher, die sind schwarz-weiß gemalt. Ist das die tägliche Realität?" Mein Freund schlug die Hände vor dem Gesicht zusammen.

„Mein Gott, diese ewige Fragerei... Vielleicht hatte der Zeichner gerade keine Farben zur Hand. So einfach ist das manchmal! Aber wenn du es genau wissen willst: Kinderbücher sind deshalb so schön bunt, weil bunt lustig ist. Sozusagen kindgemäß."

„Und schwarz?"

„Schwarz ist traurig."

„Und weiß?"

„Weiß ist auch lustig."

„Und schwarz-weiß?"

Mein Freund stutzte.

„Schwarz-weiß ist eben traurig-lustig", sagte er dann leicht verunsichert. Und fuhr tapfer fort: „Ja, traurig-lustig. So, wie unser Leben, unsere tägliche Realität. Da gibt es auch mal traurige Sachen. Ich möchte nur an deine letzte Drei in Mathe erinnern. Und natürlich gibt es lustige. Wie beispielsweise gestern abend, als der Erwin den Grand mit Vieren vergeigte. Das war sehr lustig..."

Seine Tochter sah ihn ernst an. Dann zog sie das Fazit der Diskussion: „Ich habe bunte Kinderbücher doch viiiel lieber."

Wahrscheinlich wäre das schwarzweiß-bunte Gespräch über die tägliche Realität noch Stunden so weitergegangen, hätte es nicht plötzlich an der Tür geklingelt. Ich machte auf und stellte mit Freuden fest, daß niemand Böses vor der

Tür stand, sondern nur der berühmte Kinderbuchillustrator Manfred Bofinger. Sofort wurde er mit der im Raum stehenden Frage konfrontiert. Und siehe da, er hielt sie sogar für doppelt schwerwiegend, da er die neuesten Zahlen schwarz auf weiß zur Hand hatte. „Es gibt in der DDR 3,2 Millionen Kinder", sagte er weise. „Davon gehen 2,3 Millionen zur Schule. Für all diese Rangen, Schüler und Nichtschüler, wurden 1987 834 Kinder- und Jugendbücher herausgegeben. In einer Auflage von 23 016 000 Exemplaren. Da ist die Frage, die du angeschnitten hast, liebe Tina", zart legte er seine Hand auf ihr Köpfchen, „von geradezu exemplarischer Bedeutung. Doch ich glaube, das Problem läßt sich nirgendwo auf der Welt besser erforschen als in Bratislava. Und zwar auf der BIB!"

„Goldene Äpfel" im Donau-Knie

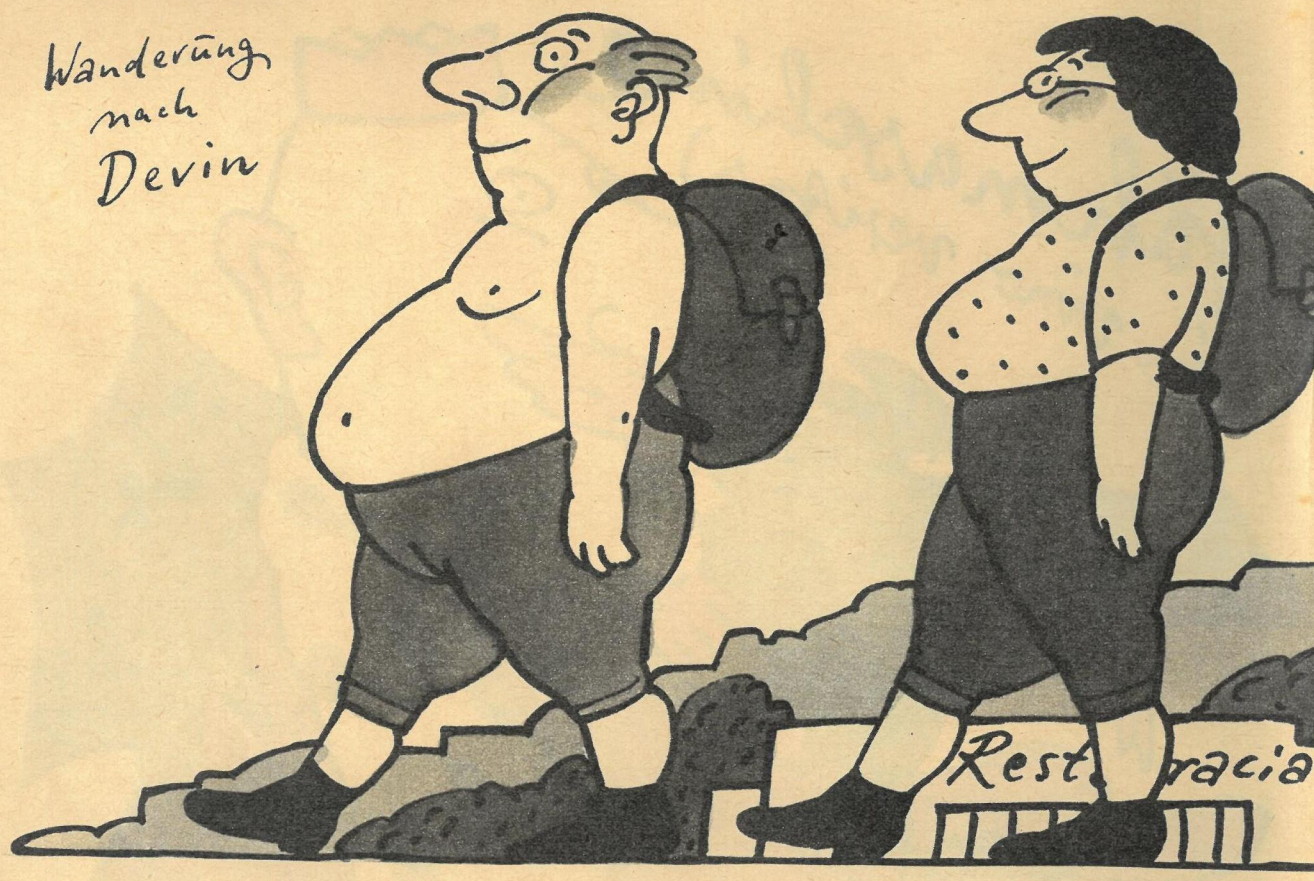
Bekanntlich gibt es keine Sache und kein Ding auf der Welt, welches nicht mit einem Namen versehen ist. Denn hätten Sache und Ding keinen Namen, gäbe es Sache und Ding auch nicht. Und wenn es sie – nur mal angenommen – trotzdem gäbe, als unbekanntes Nichts sozusagen, hätte nirgendwo niemand etwas davon. Denn über das, was ich nicht weiß, kann ich auch nicht sprechen. Aber selbst das wissen nicht alle. – Wie dem auch sei: Diese tiefe Weisheit jedenfalls war es, die im Jahre 1967 den bekannten Dr. Dušan Roll dazu zwang, seinem Kind, welches er soeben als geistiger Vater aus der Taufe gehoben hatte, einen Namen zu geben.

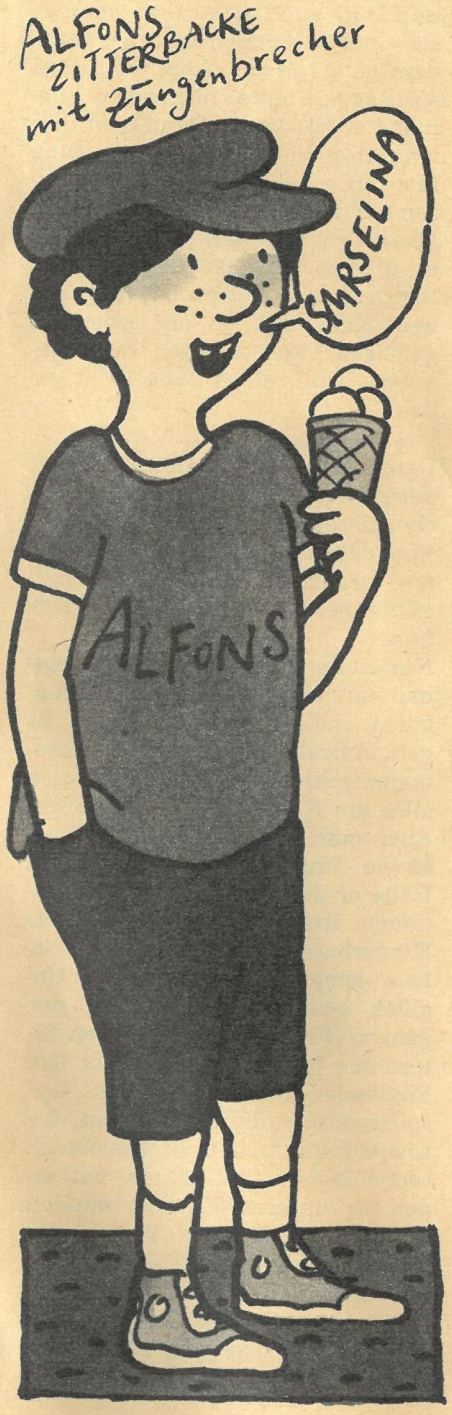
Und er nannte es BIB.

Denn Dušan Roll wollte, daß auf der ganzen Welt alle von seiner Sache, diesem großen Ding, sprechen. Von der „Biennale für Illustrationen Bratislava" nämlich, die nun mittlerweile zum elften Mal stattfindet.

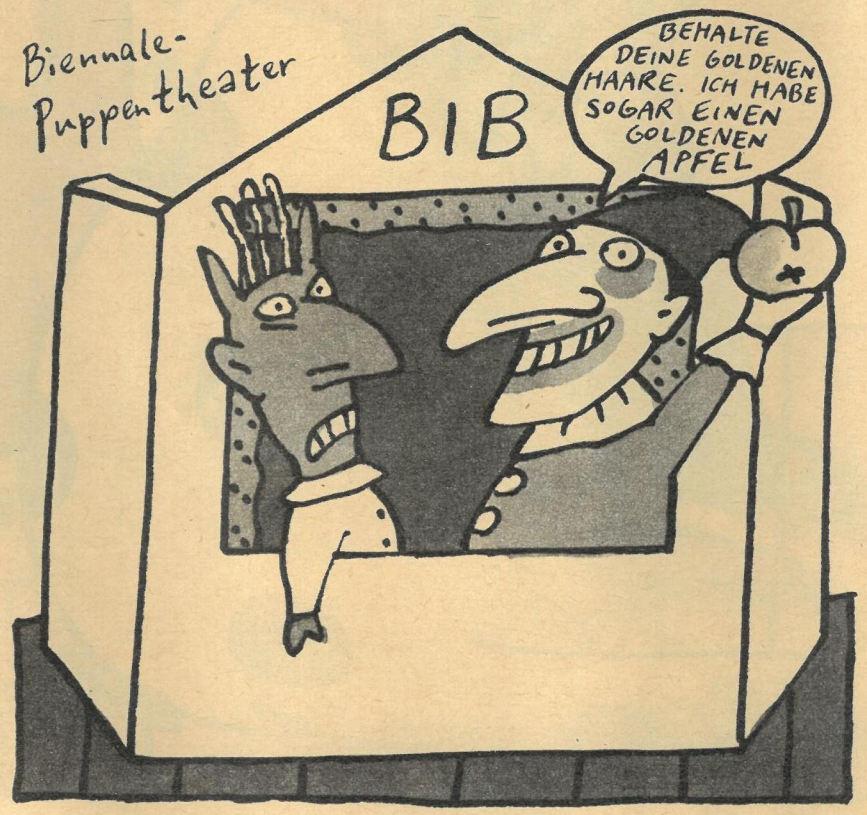
Nun ist der Name, man muß es einmal mit aller Deutlichkeit sagen, leicht mißverständlich. Denn es geht in Bratislava nicht um Illustrationen schlechthin, hier dreht sich alles um Kinderbuchillustrationen. Aber man muß Dušan Roll diese kleine Ungenauigkeit nachsehen. Hätte er die „Biennale für Illustrationen Bratislava" „Biennale für Kinderbuchillustrationen Bratislava" genannt, wäre ein großes Unglück geschehen. Denn auf der ganzen Welt nennen die lieben Eltern ihre lieben Kinder anders. Die Engländer und Amerikaner beispielsweise rufen sie Children, die sowjetischen und tschechoslowakischen Menschen Deti, und wir sagen zu unseren Kindern einfach Kinder. Welch eine Verwirrung wäre entstanden. Die BIB hätte in dem einen Land BKB geheißen, in dem anderen BDB,im dritten BCB. Da war es schon klug von Dušan Roll, sie einfach BIB zu nennen.

Denn das Wort Illustration heißt auf der ganzen Welt Illustration.
Aber Dušan Roll ist nicht nur klug. Er hat auch einen schönen Titel. Er ist Generalsekretär der BIB. Und das sollten wir noch zu spüren bekommen. Auf angenehme Art und Weise selbstverständlich.
Zunächst einmal standen Manfred Bofinger und ich da. In Bratislava nämlich, der schönen, alten Stadt am Knie. An dem der Donau, um es genau zu sagen. Ein wundervolles Knie. Die Stadt Bratislava denkt nicht anders darüber. Seit 1100 Jahren gefällt es ihr hier. Und sie hat nicht vor, wegzuziehen. Glaube ich jedenfalls. Denn wie anders wäre zu erklären, daß so viel gebaut wird.
„Ein riesiger, neuer Stadtteil entsteht am Nordufer der Donau", erzählte Manfred Bofinger auch gleich. „Petržalka, 150 000 Menschen werden dort im Jahre 1990 wohnen. Und ich sage dir ganz ehrlich, es ist verdammt schwer, am linken Nordufer der Donau zu bauen. Dort ist alles sumpfig. Und Schuld daran hat nur das Knie.





Nicht am Sumpf natürlich, aber an der Schönheit. Die hat überall ihren Preis. Sieh mal..."
Seine Hand beschrieb eine großzügige, alles umfassende Geste. Jetzt sah ich es auch. Schlank, wohlgeformt und weitgezogen, so beugt sich das Knie dahin. Und mit ihm die Stadt. 42 lange, anmutige Kilometer... Ein schöner Morgenspaziergang. Man darf bloß nicht in die Breite gehen, denn da ist die Stadt schon nach fünf, sechs Kilometern am Ende ihrer Möglichkeiten. Es beginnen die bewaldeten Hügel der Kleinen Karpaten.
Heute ist Bratislava die zweitgrößte Stadt der ČSSR, hat selbst Brno überflügelt. Und das will immerhin etwas heißen. Als man sich schon nicht mehr zu helfen wußte, die Stadt vor lauter Liebe überschwappte, kam ein kluger Mensch auf die Idee, in den Sumpf zu gehen. Nicht in Verzweiflung, sondern in Form eines donaulinksseitig ausgeschriebenen internationalen Wettbewerbs. Und wirklich: 84 Architekten aus aller Welt verloren aus bautechnischem Interesse den Boden unter den Füßen, fühlten sich im Sumpf pudelwohl. Als die Entwürfe endlich auf dem Rathaustisch lagen, stand der Jury das Wasser bis zum Hals. Aber sie behielt die Nase oben, vergab keinen ersten Preis, und auch keinen zweiten. Den dritten aber, den teilten sich als lachende Dritte Architekten aus der ČSSR, aus Japan, Österreich und den USA.
„Ist doch interessant, nicht wahr", sagte Manfred Bofinger. Und er fügte nach einer kurzen Pause hinzu: „Aber die Altstadt mußt du sehen. Ich sage dir, einfach ein Gedicht!"
Und er muß es schließlich wissen, denn er war schon viele Male in seinem Leben in der Hauptstadt der Slowakischen Sozialistischen Republik. Oftmals in offizieller Funktion, als Teilnehmer an der BIB, aber so manches Mal auch im ganz persönlichen Leben. „Um in den Weinkellern der Stadt mal wieder nach dem Rechten zu sehen", wie er seine Handlungsweise erklärte.
Wenden wir uns lieber positiveren Dingen zu. Ja richtig, unseren lieben Kleinen.
Um nun gleich mit ein paar Vorurteilen aufzuräumen: Es stimmt nicht, daß während der BIB alle Kinder Bratislavas schulfrei haben. Und auch nicht, daß jedem Kind vom Generalsekretär Dušan Roll persönlich 10 Pfund Bonbons geschenkt werden. Und noch weniger stimmt, daß jeder kleine Mensch bis hin zum zehnten Lebensjahr während der BIB-Wochen kostenlos Eis essen kann. Nämlich so viel er will. Oder Brause trinken. Oder Zuckerwatte schlecken.
Es liegt in der Natur der Sache, daß sich gerade solche Vorurteile hartnäckig halten. Und oftmals wird darüber ganz vergessen, daß Kinder zu allen Veranstaltungen der BIB freien Eintritt haben. Zeichentrickfilme vorgesetzt bekommen, Bastelstraßen verunsichern, Knetwettbewerbe gewinnen, Kasperle-Theater spielen, Multimedia-Shows besuchen, weltberühmte Illustrationen ansehen und Hunderte Abenteuer zwischen den Buchseiten erleben können.
Dafür sorgten in diesem Jahr 321 Künstler aus 49 Ländern. Aus Afrika und Asien, aus Südamerika



und Europa. Nahe und ferne Maler haben in über zweitausend Zeichnungen all ihre Phantasie entfaltet, um bei den Kindern Freude am Buch zu wecken, ihnen den Spaß beim Lesen zu versüßen. Denn das ist das Ziel der alle zwei Jahre stattfindenden Illustratoren-Show, wie uns Generalsekretär Dušan Roll nebenbei erklärte. Seine Worte lauteten in etwa so: „Die BIB ist eine der wenigen Veranstaltungen dieser Welt, die keinen kommerziellen Charakter hat. Wir wollen wirklich nichts weiter, als einerseits die Illustratoren aus der ganzen Welt freundlich miteinander bekanntzumachen und ihre besten Werke gegenüberzustellen, andererseits den Verlegern und dem Publikum eine Bilanz der letzten zwei Jahre vorzulegen und sie für die Vorzüge und Eigenheiten der verschiedensten progressiven Auffassungen, Stile und Gestaltungen der Illustrationen von Kinderbüchern zu gewinnen. Denn für die Kinder ist das Beste gerade gut genug."

Und weil das so ist, gibt's natürlich auch etwas zu gewinnen. Einen Großen Preis nämlich. In diesem Jahr erhielt ihn Hannu Taina. Ein Finne, wie der Name schon sagt. Nichtsahnend hatte er vor einiger Zeit das Märchen „Herra Kuningas", der „Herr König" illustriert. Und das hat er nun davon. Den Grand Prix der BIB '87.

„Aber wir Kinderbuchillustratoren der DDR sollten nicht zu traurig sein", sagte Manfred Bofinger angesichts dieser richtigen Entscheidung. „Denn 1979 erhielt mein Freund Klaus Ensikat diese große Auszeichnung. Es gibt eben doch noch Gerechtigkeit auf der Welt."

Und sie geht sogar noch weiter. Denn außerdem werden auf der BIB noch Äpfel nach den Künstlern geworfen. Fünf an der Zahl. Und es ist fast wie im Märchen: Wer getroffen wird, ist weder beleidigt, noch verletzt. Im Gegenteil, er ist beglückt. Es sind „Goldene Äpfel". So eine schöne Veranstaltung ist die BIB. Und es sollte noch schöner kommen. Aber davon im nächsten Kapitel.

Das Fräulein Unsichtbar

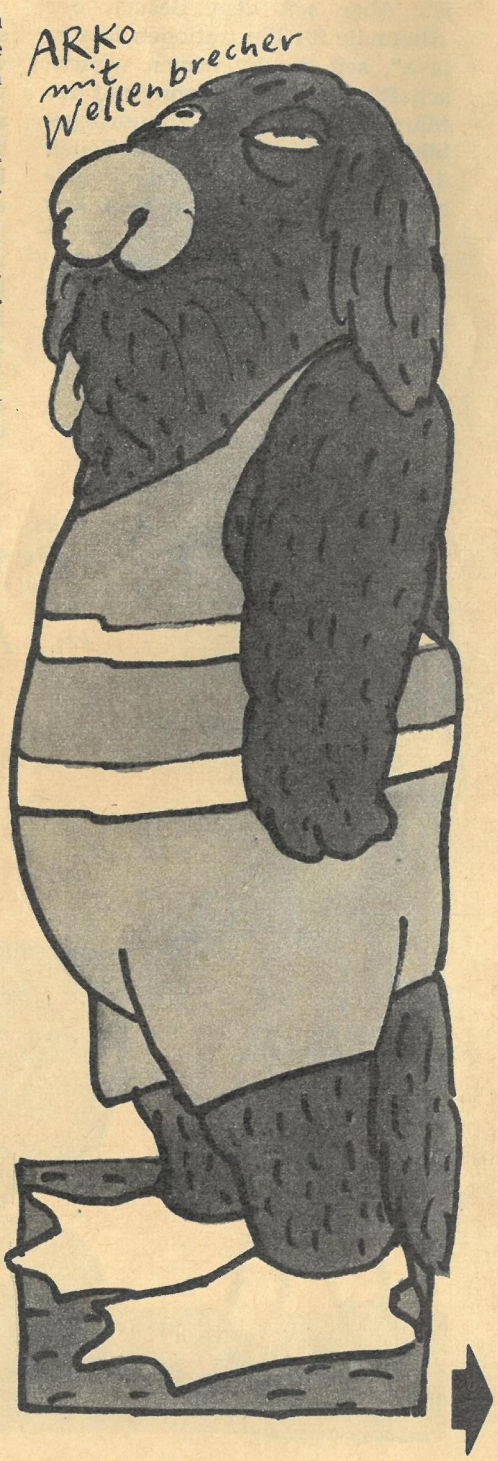
Obwohl der Herr Generalsekretär Dušan Roll nun wirklich alles andere mehr hat als Zeit, wie sich jeder denken kann, ist er doch von großer Langmut Fachfragen gegenüber. Natürlich ist es immer besser, eine solche taucht gar nicht erst auf. Aber wenn sie schon einmal bis an die Oberfläche gedrungen ist, sollte man sie auch stellen. Und das kam so: Als Manfred Bofinger und ich gerade wieder einmal zwischen dem zeichnerischen Reichtum der BIB hin- und herwandelten, entdeckten wir plötzlich inmitten dieser Phantasiewelt ein rätselhaftes Fragezeichen. Herrenlos stolzierte es daher, lächelte arrogant, guckte wichtig, kurzum, es tat so, als würde es zu einer besonders interessanten Frage gehören. Da eine solche aber weit und breit nicht in Sicht war, suchten wir sie unter allen Illustrationen, schüttelten die Prospekte der BIB aus, stülpten sogar die Papierkörbe um. Schließlich, als wir schon die Hoffnung aufgegeben hatten, fanden wir sie. Die Frage hockte faul in einer Ecke und lehnte es strikt ab, gestellt zu werden. Obwohl sie nur aus 13 Worten bestand.

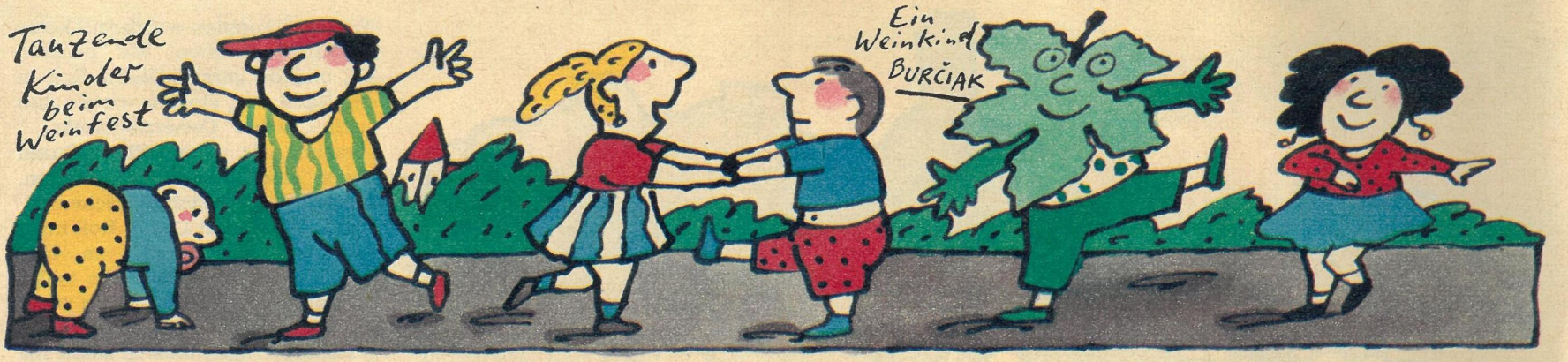
Natürlich konnten wir darauf keine Rücksicht nehmen. Wir packten sie, und da gerade Dušan Roll in der Nähe war, stellten wir sie ihm auch. „Lieber Generalsekretär..." sprachen wir. „Wenn Sie in Ihrem Leben einen Wunsch frei hätten, was würden Sie sich wünschen?"

Erschrocken hielt Dušan Roll inne. Dann sah er uns ratlos an. Und auch die Frage blickte ihm voller Spannung ins Gesicht. Denn es ist so in der Märchenwelt: Alle einmal gestellten Fragen müssen sofort ins Nimmerwiedersehen verschwinden, wenn sie ihre richtige Antwort gefunden haben. Und dazu hatte unsere Frage partout keine Lust. Sie fühlte sich sauwohl auf Erden.

Dušan Roll dachte nach. „Einen einzigen Wunsch nur", sagte er, „das ist ja verdammt schwer. Vielleicht Geld? Nein. Oder ein neues Auto... nein..."

Die superschlaue Frage kicherte schon ganz überheblich, da sagten denn plötzlich Manfred Bofinger und ich wie aus der Pistole geschossen: „Wir wünschen uns einen Wunsch, durch welchen sich alle





anderen Wünsche wie von selbst erfüllen."

Peng! Schon war die Frage mitsamt ihrem arroganten Fragezeichen verschwunden. Und ein wunderschönes Mädchen stand da. „Ich bin euer Wunsch", sprach es mit feiner Stimme. „Ich heiße die Unsichtbarkeit. Ihr müßt mich nur berühren, schon seid auch ihr vor den Blicken der anderen Menschen gefeit." Vielleicht wird jetzt so mancher Leser zweifelnd sagen: So etwas gibt es doch gar nicht. Richtig. Ich hätte auch nie in meinem Leben gedacht, daß so etwas möglich ist. Aber seit dem Besuch der „Biennale für Illustrationen Bratislava", seit der intensiven wissenschaftlichen Beschäftigung mit der Märchenwelt, mit den Phantasiegebilden der Grafiker aus allen Teilen der Erde, seit dieser Zeit ist mir klar: Man muß sich nur ganz doll etwas Unwahrscheinliches wünschen. Etwas, was es gar nicht gibt. Und schon schafft man sich seine eigenen Märchen. Das klappt besonders jetzt in der Weihnachtszeit.

Doch zurück zu unserem wunderschönen Fräulein Unsichtbar. Es stand immer noch da.

Niemand außer uns beiden sah das schöne Kind. Auch der Generalsekretär Dušan Roll nicht. Er wunderte sich bloß darüber, wohin die Frage verschwunden war.

Plötzlich forderte uns das wunderschöne Mädchen noch einmal auf: „So faßt mich doch an."

Es war wie ein kleiner elektrischer Schlag, der uns durchs Gebein fuhr. Aber er tat nicht weh. Mehr geschah nicht. Manfred Bofinger sah mich an, ich sah ihn an, es war alles an uns wie sonst auch. Nur mit Dušan Roll geschah etwas Entsetzliches. Er wußte ja nicht, daß wir unsichtbar waren. Und auch wir hatten noch keine Erfahrung als ein solches Medium. Sonst hätten wir ihn ja nicht so erschreckt. Unsichtbar sein heißt nämlich nicht unhörbar sein. Und so erschallten unsere Stimmen munter weiter. Aber Dušan Roll sah weit und breit keinen Menschen, zu denen sie gehörten. So dachte er in seiner Verzweiflung, er hätte Halluzinationen vor lauter Überarbeitung.

Als wir das sahen, schworen wir uns beide: Wir wollen immer gute unsichtbare Menschen sein. Niemandem einen Schaden zufügen. Oder ihn gar ins Entsetzen treiben.

Geschwind verließen wir die Ausstellungsräume der BIB. Nun streiften wir durch die Innenstadt von Bratislava. Plötzlich, es war vor einer Schule, die Kinder kamen gerade heraus, schrie Bofi unbedacht vor Freude auf: „Mensch, was macht ihr denn hier... ist denn das zu fassen?" Und da kamen sie auch schon auf uns zugerannt: Alfons Zitterbacke, der Hund Arka und Lisbeth, die Katze. Kinderbuchgestalten von Manfred Bofinger. Arka richtete sich sofort auf und schleckte seinem Herrchen mit der Zunge übers Gesicht. Alfons Zitterbacke stand da, die Hände in den Hosentaschen, und grinste übers ganze Gesicht. Nur die Katze

Lisbeth tat etwas Vernünftiges. Sie sprang mir auf die Schulter, hockte sich gemütlich hin und schnurrte.
„Wo kommt ihr denn her, meine Lieben?“ fragte Bofi noch einmal.
Alfi Zitterbacke nahm die Hände aus der Hosentasche und sagte: „So eine blöde Frage. Wir wohnen doch hier. In den Herzen der Kinder, die uns gelesen haben. Normalerweise sieht uns kein Mensch. Nur als deine Zeichnung in den Büchern sind wir sichtbar. Daß wir wirklich leben, können nur Menschen sehen, die unsichtbar sind, das schöne Fräulein Unsichtbar kennen. Ist ja auch egal. Was wollen wir nun machen?“
Bofi überlegte lange, dann sagte er: „Au ja, gehen wir in den Lunapark.“
Aber Alfons Zitterbacke knurrte: „Ist doch langweilig.“
„Vielleicht gehen wir auf die alte Burg Devin“, wagte ich einen Vorschlag. „Da kann man auch guten Wein trinken. Jetzt ist ja gerade die Zeit der Weinkinder. Es gibt überall Burčiak. Der ist jung und gärt noch. Das macht Spaß.“
„Ach was“, bellte Arka. „Davon kriege ich nur einen Schwips.“
„Ich weiß was“, miezte da Lisbeth. „Wir gehen zum Entenbrunnen in der Altstadt. Der weiß eine wunderschöne und traurige Geschichte. Eine Geschichte, wie sie nur in Bratislava geschehen kann.“
Lisbeth ist eine kluge Katze.
Und so gingen wir zum Entenbrunnen. Denn unsichtbaren Menschen erzählt er gern seine Geschichte.

Der versteinerte Tod als Entenbrunnen

Es war einmal... Da hatten die Bewohner von Bratislava in ihren Höfen noch Kühe, Ziegen und Schweine, noch Enten und Gänse. Auf das Federvieh mußte man besonders aufpassen. Das taten Miško und seine Freunde Ferko und Lasko. Die Enten watschelten im seichten Wasser der Donau herum, und die Hütejungen hatten es gut. Eines schönen Tages jedoch geschah es. Da fühlten sich die Enten zu wohl und schwammen direkt in die reißende Strömung der Donau hinein. Und wer weiß, wo es sie hingetrieben hätte, wäre nicht plötzlich ein Bursche in grünem Wams vor ihnen aus dem Wasser aufgetaucht. Die Enten vollführten eine jähe Wendung und paddelten zum Ufer. Und der Bursche schritt auf dem Wasser hinter ihnen her. Er war ganz trocken, obwohl er doch soeben aus dem Wasser gestiegen war. Da wußten Miško, Lasko und Ferko, daß sie es mit einem Wassermann zu tun hatten. Und sie bekamen Angst. Aber der Wassermann war ganz freundlich. Jeden Tag kam er nun zu den drei Freunden und spielte mit ihnen.
„Onkel Grünlich, wie sieht es denn da unten aus in der Donau“, fragte Miško ihn eines Tages.
„Ganz hübsch, ganz friedlich“, antwortete der Wassermann.
„Aber es gibt doch bestimmt auch etwas Interessantes“, bohrte Miško weiter.
„Aber natürlich“, sagte der Wassermann. „Vor einer Höhle steht ein schwarzer Zander mit einer Hellebarde auf Wacht!“
„Ist das denn ein Fischsoldat?“
„Ja, er bewacht ein Geheimnis“, sagte der Wassermann.
Natürlich wollten nun die Freunde wissen, was das für ein Geheimnis ist. Und sie bestürmten den Wassermann so lange, bis er die Jungen ins hohe Schilf führte. Da beugte er sich über den Wasserspiegel und flüsterte: „Sekrament, öffne dich!“ Er sprach deshalb so leise, weil kein Mensch diese Worte hören durfte. Aber Miško hatte Ohren wie ein Luchs.
Plötzlich rauschte das Wasser auf, und die Jungen schritten hinab in die Donau. Auf einmal stand der Zander vor ihnen.
„Weißt du nicht, Grünlich“, schrie er den Wassermann an, „daß Menschen hier keinen Zutritt haben? Weißt du nicht, was ich bewache?“
„Doch“, sagte der Wassermann, „den goldenen Schatz der Donau.“
„Und weißt du nicht, daß die Menschen dem Golde nachjagen?“
„Menschen ja, aber das hier sind doch Kinder, meine Freunde“, sagte der Wassermann. „Sie wollten bloß sehen, wie es hier unten ist. Ich werde sie auch nie mehr mitbringen, lieber Zander. Und sie kennen auch das Zauberwort nicht.“
Da ließ sie der Zander wieder an die Wasseroberfläche. Aber da es ihnen so gut auf dem Grunde der Donau gefallen hatte, grübelte Miško ständig darüber nach, wie die Zauberworte wohl geheißen haben. Denn er hatte sie vor lauter Aufregung vergessen.
Eines Tages saß nicht weit entfernt von den Jungen eine Kröte am Strand der Donau. Die riß die Augen auf, daß sie hervorquollen und sprach: „Wer die Worte spricht, der verwandelt sich sofort in Stein.“
Und kaum hatte die Kröte das gesagt, da rief Miško erfreut: „Sekrament, öffne dich!“
Und die drei Jungs wurden zu Stein und auch die Enten, die sie im Arm hielten. Seither stehen sie als Entenbrunnen in Bratislava. Nur wenige Schritte von der alten Donaubrücke entfernt. Und nur wenn unsichtbare Menschen kommen, so wie Manfred Bofinger und ich, erzählen sie leise ihre traurige Geschichte. „Aber ich warne euch“, sprach Miško leise zum Abschied. „Wer diese Geschichte erzählt, der wird sofort wieder sichtbar.“
Nun ja, das wollten wir eigentlich nicht. Aber es kam ganz anders. Obwohl wir uns geschworen hatten, gute unsichtbare Menschen zu sein, trieb es Bofi noch zu einem bösen Scherz. Das geschah, als wir schon wieder auf der BIB waren. Da entdeckte Bofi plötzlich eine wunderschöne Illustration, und zwar von einer Schwedin, von Ann Madeleine Gelotte nämlich. Eine Zeichnung zu dem Buch „Björnberättelse“. Darauf war lauter Spielzeug zu sehen. Auch Garnrollen, Stopfnadeln, Strickzeug und eine Nähmaschine. Womöglich sogar eine der Marke „Veritas“. Und was tat Bofi? Er nahm sie heimlich vom Bild. Und zwar so heimlich, daß die Illustration heute so aussieht, als wäre nie eine Nähmaschine drauf gewesen. Und dann tat er etwas ganz Unsinniges. Er rief: „In vino veritas!“ und schmiß die Nähmaschine in den Wein.
Das gefiel mir gar nicht. Und weil ich mir nicht anders zu helfen wußte, habe ich heute die Geschichte vom versteinerten Entenbrunnen erzählt. Jetzt sind wir wieder sichtbar, und nun kann Bofi keine schlimmen Scherze mehr treiben. Aber was geschehen ist, läßt sich nicht mehr rückgängig machen. Noch heute wundern sich alle Leute in Bratislava. „Komisch, im Wein liegt eine Nähmaschine. Ob das ein modernes Kunstwerk ist? Künstlern ist ja alles zuzutrauen.“

FREIE WELT-Stippvisite in einer Talenteschmiede. Diese Jugendlichen aus Nowosibirsk sind erfolgreiche Olympioniken, obwohl sie nicht um Meter und Sekunden kämpfen. Auswahlkader. Vergangenen Sommer bestanden sie mit Glanz die sibirische Mathematikolympiade und sicherten sich damit die Eintrittskarte in die Nowosibirsker Spezialschule für Physik und Mathematik. „Unsere von dem berühmten Gelehrten Lawrentjew gegründete Bildungsstätte will begabte Schüler aus ganz Sibirien so früh wie möglich an die Wissenschaft heranführen", erläutert Juri Michejew, der stellvertretende Direktor für Ausbildung, das Anliegen der Schule.

Seit einem Jahr ist der Unterricht am Computer in das Lehrprogramm der Nowosibirsker Spezialschule integriert (Foto links). Das Modellieren physikalischer Prozesse üben die Chakassin Irina Kitschigeschewa aus Abakan und ihre Schulkameradin Larissa Lewedjewa (Foto rechts oben).

Donnerstags nie

„Wenn unser Land beispielsweise in der Experimentalphysik oder der Mikroelektronik zur Weltspitze gehören will, müssen wir unseren Anteil an den wichtigen wissenschaftlichen Neuerungen, den Innovationen, schnell steigern." Diese Einsicht führe in der Sowjetunion unter anderem dazu, für Naturwissenschaften begabte Schüler mehr als bisher zu fördern. In allen Unionsrepubliken werden deshalb in nächster Zeit physikalisch-mathematische Spezialschulen eingerichtet, die es bisher nur in Moskau, Leningrad, Kiew und eben in Nowosibirsk gab.

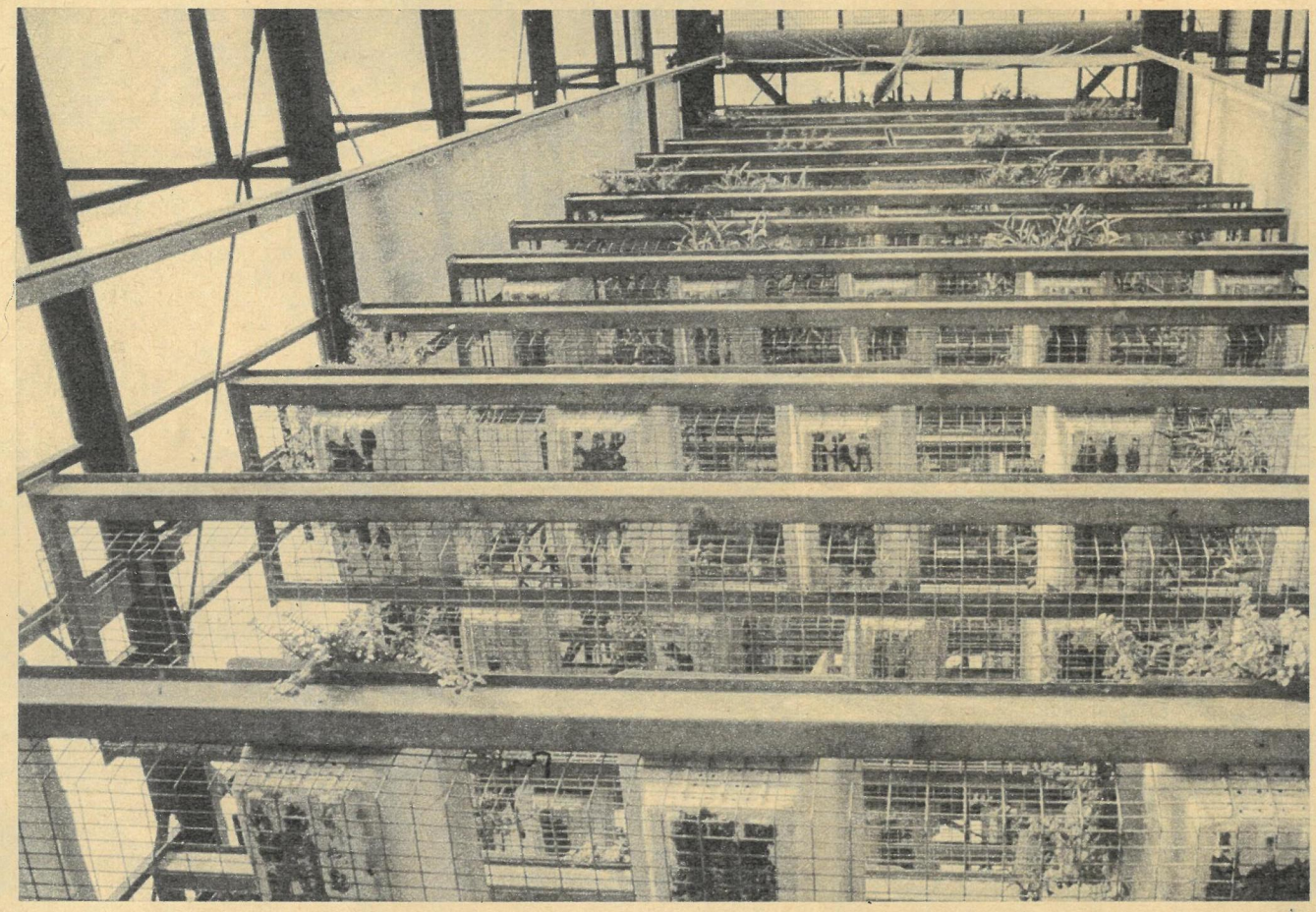
Mathematische Lehrsätze und physikalische Gesetze sind hier das tägliche Brot. Doch daneben spielt seit einem Jahr das Programmieren am Computer eine große Rolle. Die Lehrkräfte dafür, wie der junge Mathematiker Dr. Nikolai Moschkin, der hier mit der 10. Klasse das Modellieren physikalischer Prozesse übt, kommen gleich von nebenan: aus Akademgorodok, dem Wissenschaftsstädtchen.

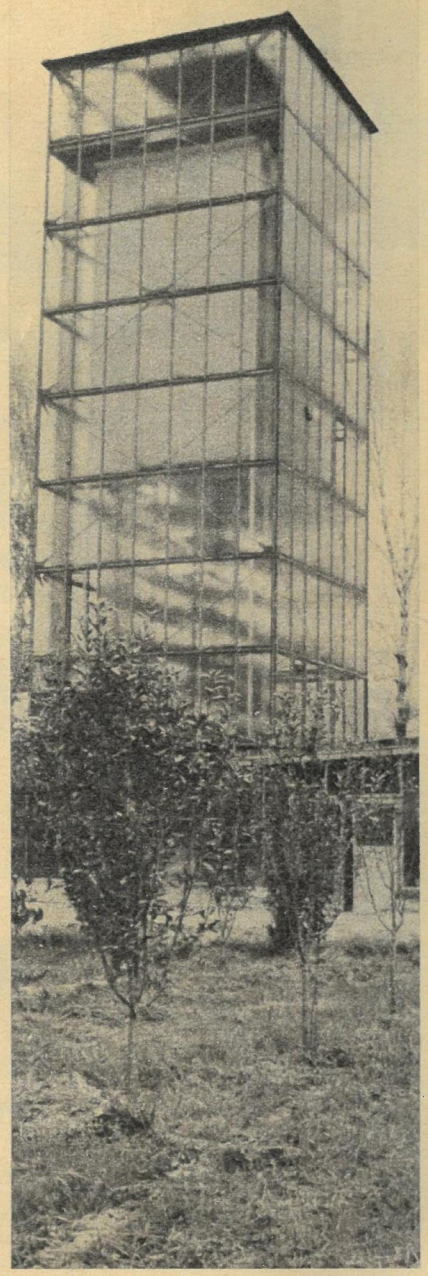
Vor leerem Hause steht, wer donnerstags die Schule besucht. Das ist der „Tag der Wissenschaft". Verwaist sind die Unterrichtsräume, alle Schüler arbeiten statt dessen in den zahlreichen Instituten der Sibirischen Abteilung der Akademie der Wissenschaften. Dann ist Hoch-Zeit für in Computer vernarrte Jugendliche, denn sie dürfen die modernen Großgeräte im Rechenzentrum von Akademgorodok benutzen. An Chemie und Physik interessierte Schüler arbeiten dagegen in den einschlägigen Labors. „So können unsere Schüler ihr Wissen in der Praxis überprüfen und werden schnell an die realen Fragen der Forschung und dazugehörende Lösungswege herangeführt", erklärt Juri Michejew das jetzt verbesserte Konzept der Schule. Die Schüler sind in bescheidenem Umfang sogar schon an den großen Problemen der Wissenschaft beteiligt. Die Nachbarschaft zu den Gelehrten aus dem Wissenschaftsstädtchen nutzt die Bildungsstätte weidlich: Sechzig Prozent ihrer Lehrkräfte kommen von den Akademieinstituten. Sie bringen Erkenntnisse aus erster Hand mit.

Nach Abschluß der 10. Klasse studieren zwei Drittel der Absolventen der Schule an der Nowosibirsker Universität weiter. Ihre Praktika machen sie in den ihnen wohlbekannten Akademielabors. Und diese Kontinuität schlägt um, so sagt man uns, in schnellere Produktivität. Ein Vorteil, der dazu dienen wird, den neuen Anforderungen, die an Wissenschaft und Technik gestellt sind, besser als bisher zu genügen. Ob wohl schon international bekannte Gelehrte wie Bassow oder Prochorow aus der Schule hervorgegangen sind? – „Nobelpreisträger haben wir hier noch nicht ausgebildet", antwortet Juri Michejew. „Darf's etwas weniger sein? Von hier kamen einige Preisträger des Leninschen Komsomol und leitende Wissenschaftler der hiesigen Universität." Dreiunddreißig Stunden Unterricht haben die Schüler pro Woche. Das scheint nicht viel zu sein, doch auch abends reißt die Beschäftigung der Zöglinge mit der Wissenschaft nicht ab. Sie besuchen fakultative Kurse für Mathematik, Physik und Biologie. Als Forderung und Förderung fast rund um die Uhr bezeichnet der stellvertretende Direktor dieses Schulsystem.

Hier gilt das, was der russische Schriftsteller Alexander Block 1911 in sein Tagebuch schrieb: „Talent ist Verpflichtung, kein Recht."

Sonnhild Kutschmar (Text)
Detlev Steinberg (Fotos)





Es grünt so grün und blüht hier zu allen Jahreszeiten. Erdbeerernte im Februar, Gurken und Tomaten pflücken wann Sie wollen – eine bewußt manipulierte Flora. Pflanzen auf freiem Feld, unter Glas, in Klimakammern (hergestellt in der DDR). „Kommen Sie", sagt Dr. Stepan Mairapetjan, reißt sich von seinen Studien los und führt uns kreuz und quer durch sein Pflanzenreich.

Der Doktor steht dem Institut für Agrochemie und Probleme der Hydroponik der Akademie der Landwirtschaftswissenschaften der Armenischen SSR vor. An der Peripherie seines Gartenareals, hinter Gewächshausreihen, Institutsräumen und Pflanzbeeten erhebt sich als bauliche Dominante der 18 Meter hohe gläserne Turm. Darinnen hängen die Pflanzen förmlich in der Luft. Kräuter, Blumen, Grünzeug vieler Art fährt in diesem Glashaus Riesenrad. Zweimal täglich eine Runde. Zu Füßen des Turms tauchen die Pflanzschalen in eine spezielle Nährlösung. Der Füllboden sättigt sich mit der nahrhaften Flüssigkeit, und solchermaßen gestärkt, geht's wieder turmauf im gut klimatisierten Umfeld.

Gemeinsam mit einer österreichischen Firma wurde dieses Verfahren entwickelt und technisch realisiert. Die Vision einer hochtechnisierten Welt drängt sich da auf, in der Menschen ihre Nahrung im sterilen Glashaus züchten. Der Institutsdirektor widerspricht, das sei ein Modell für den Pflanzenbau in wasser- und landarmen Gebieten. Und er weiß, daß in Kuweit bereits so ein hydroponisches Projekt verwirklicht ist.

Der Jerewaner „Kräuterturm" ist platzsparend, steht auf einer Grundfläche von rund zwanzig Quadratmetern. „Würden wir all die darin gedeihenden Kulturen zu ebener Erde anbauen, benötigten wir sechsmal mehr Platz, so an die 120 Quadratmeter." Das ist für ihn ein treffliches Argument.

Dr. Mairapetjan hat auf Hydroponik studiert und wissenschaftlich gearbeitet und weiß von vielen Einsatzmöglichkeiten dieser Art Pflanzenzucht. Das Wort sei dem Griechischen entlehnt und bedeute soviel wie Wasserarbeit, erklärt er und dringt sodann wissenschaftlich tiefer in die Problematik. Wir begreifen, das ist Hydrokultur, wie wir sie bei unseren heimischen Zimmerpflanzen betreiben, nur variantenreicher und in großem, bisweilen schon industriellem Ausmaß. Und so träumt der Doktor davon, eines Tages an die 30 000 Hektar des bislang unfruchtbaren Salzbodens in der Araratebene mittels Hydroponik in einen blühenden Garten zu verwandeln. Solchen volkswirtschaftlichen Nützlichkeiten dienen die Forschungen des Instituts, und die Ernten auf den großen Versuchsstationen machen ihm Mut. Dort brachten sie 1987 von einem Hektar 163 Tonnen des rosafarbenen Geraniums ein. Die auf diese Kultur spezialisierten Betriebe Armeniens ernteten auf gleicher Fläche unter den herkömmlichen Bedingungen lediglich zwanzig bis dreißig Tonnen.

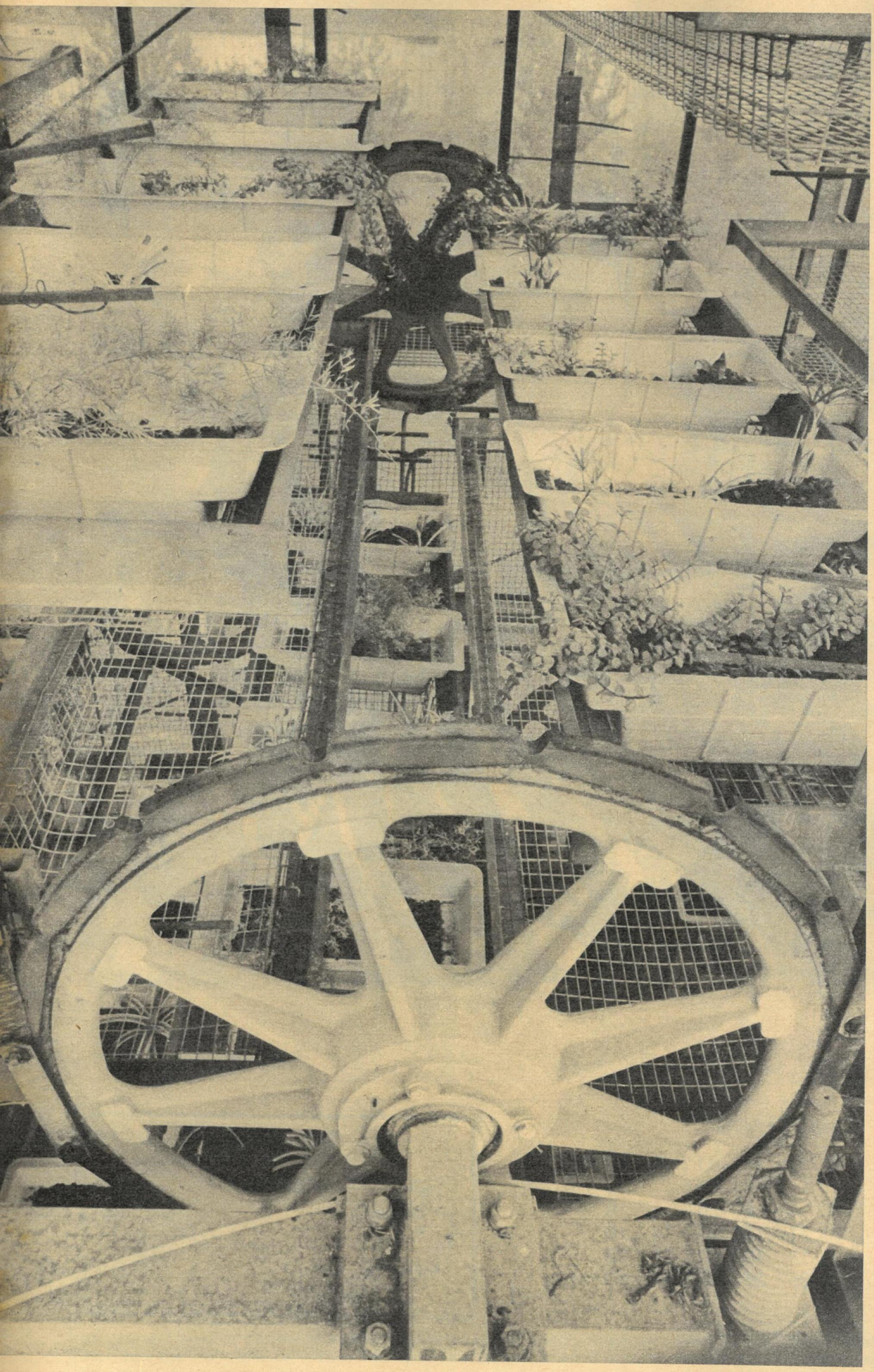
Überall im Institutsbereich gedeihen die Pflanzen erdbodenlos. Die Erdarbeit übernehmen verschiedene einheimische Füllstoffe wie vulkanische Schlacke, Kies, Bimsstein, die in 25 Zentimeter tiefen Pflanzbeeten geschichtet werden. Darin fließt wohldosiert und nach erprobter Rezeptur gemixt, eine künstliche Nährlösung. „Unser Ziel und unsere Aufgabe ist es", so der Direktor, „den Pflanzen zu helfen, noch mehr zu produzieren, indem wir ihnen objektive Bedingungen für ihr Wachstum schaffen, Intensivierung der landwirtschaftlichen Produktion."

Seit Jahren ernten sie gefragte Heil-, Duft- und Farbstoffe. Darunter das schon erwähnte Geranium, des Doktors Lieblingspflanze, die er eingehend erforschte und die ihm den wissenschaftlichen Grad einbrachte. Aus den Geraniumblättern wird das begehrte Rosenöl für die kosmetische Industrie gewonnen, dem Rosenkarantus entnehmen sie lebenswichtige Stoffe für die Medizin, der Henna, dem traditionellen orientalischen Verschönerungsmittel, den bisweilen beliebten Haarfärbstoff... Und die Anforderungen an das Institut nehmen zu. „In erster Linie geht es aber um eine intensivere Forschung", sagt Dr. Mairapetjan, macht sich auf unserem Weg mit den neuesten Meßergebnissen des Tages vertraut und versinkt in vergleichende Analysen, die ihn noch beschäftigen, als die Pflanzen im „Kräuterturm" und ringsum längst ruhen.

Wolfgang Tautenhahn (Text)
Detlef Christel (Fotos)

Der „Kräuterturm" und sein Innenleben (oben). Antrieb fürs Turmkarussell (rechts). Institutsdirektor Dr. Stepan Mairapetjan in seinem Hydrogarten (unten).

Der „Kräuterturm" von Jerewan



Im nächsten Heft:

Wasser für Moskau

Die Klassische Reportage – diesmal von Julius Fučik – führt unsere Leser ins Moskau Anfang der dreißiger Jahre. Was geht in Foma Matwejewitsch vor, während er zum ersten Mal in seinem Leben zu einer Wahlversammlung geht…

Pirsch ohne Gewehr

Ausgewählte Aufnahmen aus Naturschutzgebieten – neue Serie auf den Mittelseiten. (Bild: Bobak, asiatisches Steppenmurmeltier, Reservat Naursum, Turgaisenke in der Kasachischen SSR)

Foto: Romanow

Ein „Menschensammler"

… ist der Maler Robert Liebknecht. Seine Zeichnungen Unbekannter in Straßen, Bistros, Parks füllen unzählige Skizzenbücher. Der gebürtige Berliner mußte das faschistische Deutschland verlassen, lebt seitdem in Paris.

Die „eisige" Liebe

Fünf bekannte Reporter, denen die heißblütigen Rennschlittenfahrer ans Herz gewachsen sind, erzählen Geschichten über einen Sport, der in der DDR seit einem Vierteljahrhundert goldene Spuren hinterläßt.

Foto: S. Kiwrin

Redaktionsschluß für dieses Heft: **12. 12. 1987**

Für aktuell notwendige Änderungen in ihren Ausgaben bittet die Redaktion um Verständnis.

Geld heiligt die Mittel

Illustration: Tatjana Neljubina

September 1988

M	D	M	D	F	S	So
			1	2	3	4
5	6	7	8	9	10	11
12	13	14	15	16	17	18
19	20	21	22	23	24	25
26	27	28	29	30		

Oktober 1988

M	D	M	D	F	S	So
					1	2
3	4	5	6	7	8	9
10	11	12	13	14	15	16
17	18	19	20	21	22	23
24	25	26	27	28	29	30

Liebe Mädchen und Jungen! Die FREIE WELT-Märchenserie – Text auf Seite 43 – macht euch mit Märchen aus der Sowjetunion bekannt. Wenn ihr die sechs Teile der Serie sammelt, könnt ihr euch am Jahresende einen Kalender basteln; die Schnur zieht ihr durch die beiden angedeuteten Löcher. Und wenn ihr jedesmal mitgemacht habt – das hier ist bereits die fünfte Folge seit 1983 – dann habt ihr ein Märchenbuch, das immer dicker wird. Im 70. Jahr der Großen Sozialistischen Oktoberrevolution stellen wir euch Märchen dreier großer Völker und Märchen von drei ganz kleinen Völkern vor: der Russen, Aleuten, Belorussen, Kereken, Ukrainer und Oroken.